Swifts Gulliver und seine französischen Vorgänger

Paul Thierkopf

Swifts Gulliver und seine französischen Vorgänger.

Von

Dr. Paul Thierkopf, Oberlehrer.

I.

An der Wende wichtiger geschichtlicher Epochen, in der Zeit der Auflösung alter Zustände, wenn neue Ideen mit eingewurzelten Anschauungen um die Herrschaft ringen, dann mischt sich auch der Satirendichter in den Widerstreit der Meinungen, sei es als laudator temporis acti, sei es, um für künftige Reformen die Wege bahnen zu helfen. Männer, wie Aristophanes und Juvenal, Rabelais und Cervantes, Swift und Voltaire sind typisch für jede Zeit, wo eine gealterte Welt abstirbt. Immer wollen diese Dichter den Zeitgenossen den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit recht grell vor Augen stellen, mögen sie die Thorheiten und Laster der ganzen Menschheit oder einzelner Stände und Parteien der Lächerlichkeit preisgeben, immer zeigen sie verwandte Charakterzüge, wenden dieselben Mittel an, Spott und Ironie, Hohn und masslose Übertreibung. Bei allem sittlichen Ernst, von dem sie durchdrungen sind, — ihr Zweck ist immer die Besserung und Veredlung der Menschen — übersteigt ihre Sprache oft alles Mass, es könnte scheinen, als ob es für sie überhaupt nicht Ehrwürdiges und Heiliges auf Erden mehr gäbe. Manchmal klingt auch ein gut Teil Skepsis durch, als ob sie die Worte des Predigers: „Es ist alles ganz eitel!" auf ihr heisses Bemühen selbst anwenden möchten.

Ihre einseitige Tendenz ist den meisten dieser Dichter kein Hindernis für die Entfaltung eines reichen poetischen Talents gewesen, bei aller temporärer Geltung haben ihre Werke bleibenden Wert für die Nachwelt behalten, sie können gelegentlich auch noch für uns von praktischem Nutzen sein. Geschieht doch nichts Neues unter der Sonne! Oder könnte man nicht noch heute unseren Weltverbesserern, wie Bebel e tutti quanti, aus dem alten griechischen Schalk (Ἐκκλησιάζουσαι) den Beweis für die Unnatur ihrer Lehren liefern?

Habent sua fata libelli! — Die seltsamste Wandlung hat eine jener berühmten Satiren, Swifts Gulliver, durchgemacht, der heute in zahlreichen Bearbeitungen zu einem der beliebtesten Kinderbücher geworden ist. Auf dieses Werk lässt sich anwenden, was Hettner (a. a. O. 291) vom Robinson sagt: „Gewöhnlich lesen wir den Robinson nur in jenen selig unbefangenen Jahren, in denen wir ein Kunstwerk wie ein Naturwerk betrachten . . . . Und später, wenn wir kein Buch mehr lesen, ohne uns dabei genau um das Leben und die Denkweise des Verfassers zu kümmern, da haben wir längst auch den Robinson bei Seite gelegt, und nur sehr wenige finden dann noch Neigung und Musse, wieder einmal das ihnen einst so liebe Kinderbuch in die Hand zu nehmen". Wie viele, die einmal Gullivers Reisen ihren Kindern in einer Bearbeitung in die Hand gegeben, wissen überhaupt, zu welchem Zweck das Original geschrieben worden?

Auf den ersten Blick mag das Werk wie eine der vielen Nachahmungen des Robinson erscheinen, auch lässt sich keineswegs der Einfluss verkennen, den Defoes Manier auf den Verfasser geübt hat. Die Zeitgenossen haben den wahren Charakter des Buches natürlich sogleich erkannt und es mit um so grösseren Beifall aufgenommen, als sie die Beziehungen auf die Geschichte des Tages noch mit voller Frische auf sich wirken lassen konnten. Heute, wo das historische Interesse an dem Werke nicht mehr so rege sein

kann, ein volles Verständnis aller Einzelheiten nicht immer vorausgesetzt werden darf, wird deshalb von einer so durchschlagenden Wirkung nicht mehr die Rede sein können, wenn es auch noch heute den Leser zu fesseln vermag, so verdankt es dies seinen poetischen Vorzügen und der Persönlichkeit des Dichters, der am Schluss des Werkes offen die Maske abwirft und uns einen Blick in sein eigenes hasszerfressenes Herz thun lässt.

Um den Gulliver recht verstehen zu können, ist eine gewisse Bekanntschaft mit dem Lebensgange des Verfassers kaum zu entbehren, des unglücklichsten Mannes auf Erden, wie ihn nach Walter Scotts Zeugnis eines Tages der Erzbischof von Dublin mit Thränen in den Augen nannte. Naturanlage und äussere Lebensschicksale wirkten zusammen, ihn dazu zu machen.

Ein nachgeborenes Kind, (geb. zu Dublin 1667) schon in zarter Jugend lange Jahre von der Mutter getrennt, wuchs Jonathan Swift in Dürftigkeit auf. Da sein Vater, ein Advocat, bei seinem frühen Tode die Familie fast mittellos zurückgelassen, war der hochbegabte, ehrgeizige Jüngling ganz auf die Gnade der Verwandten angewiesen. Diese jahrelange Abhängigkeit hat ihn schon früh verbittert, noch in späten Zeiten sagt er von einem seiner Oheime, der ihn auf der Universität Dublin vor der drückendsten Not nicht schützen konnte oder wollte: „He gave me the education of a dog!" Bei seiner Armut stand ihm allein die theologische Laufbahn offen, die ihn aber wenig lockte. Anstatt mit Fachstudien beschäftigte er sich lieber mit Poesie und Geschichte; die Folge war, dass er die Würde der Baccalaureats nur „speciali gratia" erhielt. Um dieses Stigma in Vergessenheit zu bringen, macht er sich mit eisernem Fleiss an die Arbeit und erhält einige Jahre später in Oxford den Grad eines Magisters.

Durch seine Mutter war er an einen entfernten Verwandten in England, den bekannten Staatsmann Sir William Temple, empfohlen worden, in dessen Hause er nun fast ein Jahrzehnt verweilt, anfangs in sehr abhängiger Stellung. War er doch nur ein geduldeter, armer Verwandter, der nicht wusste, ob er sich zu den Dienern oder den Freunden des Hauses rechnen sollte! Ein solches Verhältnis musste schliesslich einem stolzen, selbstbewussten Charakter unerträglich werden, es erfolgte eine kurze Trennung, bis Temple empfand, wie unentbehrlich ihm der bisher wenig geachtete Verwandte war. So bot er die Hand zur Versöhnung und rief Swift als seinen vertrauten Sekretär zurück, um ihn bis zu seinem Tode in seiner Nähe zu behalten. Diesem Aufenthalt in Temples Hause, wo die Männer der regierenden Kreise aus und ein gingen, wo Swift selbst mit dem Monarchen, Wilhelm III., der sich öfter bei Temple Rat holte, in Berührung kam, so wie dem innigen Verkehr mit dem erfahrenen Staatsmann selbst verdankt der Dichter seine diplomatische Erziehung. Hier gewinnt er jene Einsicht in die Staatsgeschäfte, die ihn später in den Stand setzte, der Berater und Helfer von Ministern, ja ein politischer Machthaber zu werden.

Nach Temples Tode folgen einige Jahre ländlicher Zurückgezogenheit auf einer kleinen irischen Pfarre, endlich duldet es ihn dort nicht mehr, 1702 geht er nach London, um mit einigen schon früher vollendeten Schriften (Tale of a Tub, Battle of the Books) vor die Öffentlichkeit zu treten. Durch sie wurde er mit einem Schlage ein berühmter Mann. Es war damals eine goldene Zeit für Literaten, gab es doch, wie Macaulay sagt, nie wieder eine Zeit, wo die Belohnungen für literarisches Verdienst so grossartig waren.*)

---

*) Men who could write well found easy admittance into the most distinguished society, and to the highest honours of the state. The chiefs of both the great parties into which the kingdom was divided patronized literature with emulous munificence. . . . Congreve, when he had scarcely attained his majority, was rewarded for his first comedy with places which made him independent for life. . . . Rowe was not only Poet Laureate, but also land-surveyor of the customs in the port of London, clerk of the council to the Prince of Wales, and secretary of the Presentations to the Lord Chancellor. . . . Locke was Commissioner of Appeals and of the Board of Trade. Newton was Master of the Mint. Stepney and Prior were employed in embassies of high dignity and importance. Gay, who commenced life as apprentice to a silk mercer, became a secretary of legation at five-and-twenty. It was to a poem on the Death of Charles the Second, and to the City and Country Mouse, that Montague owed his introduction into public life, his earldom, his garter, and his Auditorship of the Exchequeur. . . . Steele was a commissioner of the customs and auditor of the imprest. Tickell was secretary to the Lords Justices of Ireland. Addision was secretary of state. (Macaulay, Boswell's Life of Johnson.)

Aber auch jetzt verliess Swift sein alter Unstern nicht. Das Werk, das ihn beruhmt gemacht, (A Tale of a Tub) eine Allegorie, geschrieben zur Verteidigung der englischen Hochkirche, worin die Missstände der römischen Kirche und der Fanatismus der Dissenters verspottet werden sollten, erweckte dem Verfasser viele Feinde unter der anglicanischen Geistlichkeit, reichten doch — nach Voltaires Ausdruck — die Ruten, mit denen die Söhne gezüchtigt werden, auch wohl bis zum Vater. Swifts Feinde wussten der Königin Anna einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen den geistlichen Spötter einzuflössen, dass es seinen Freunden, den Whigs, die gerade am Ruder waren, nicht gelang, ihm den gewünschten Bischofssitz zu verschaffen. Ihre vermeintliche Treulosigkeit empörte den misstrauischen Mann derart, dass er bald offen zur Gegenpartei, zu den Tories übertrat, wo man ihn mit offenen Armen empfing.

Bald war Swift die erste geistige Kraft der Partei, durch seine Wochenschrift, The Examiner, die am meisten gefürchtete Feder unter den englischen Pamphletisten. Freund und Berater der leitenden Minister, stand er auf der Höhe der Macht. Aber das Ziel seines Ehrgeizes sollte er dennoch nicht erreichen, die Stelle eines Dekans von S. Patrick in Dublin war alles, was seine neuen Freunde der Königin für ihn abpressen konnten. Aufs tiefste gekränkt über diesen kargen Lohn, ging Swift nach Irland, in die Verbannung, wie er es nannte, um dort bei Geistlichkeit und Volk zunächst keine gute Aufnahme zu finden.

Noch schlimmere Tage sollten folgen. Alle seine Bemühungen, die wachsende Feindschaft zwischen den Führern der Toris, Oxford und Bolingbroke, und dem drohenden Zerfall der Partei Einhalt zu thun, scheiterten. Nach dem Sturze des Ministeriums konnte der Dekan von S. Patrick froh sein, dass man ihn nicht in die Untersuchung gegen die Oberhäupter hineinzog.*)

Damit war Swifts politische Machtstellung zu Ende, er blieb in der Opposition, alle Versuche, mit den Ministern wieder auf besseren Fuss zu gelangen, scheiterten. Im Jahre 1723 erschienen, anonym, seine Drapier's Letters, durch die er sich zum Wortführer der gedrückten Iren machte und die einen völligen Umschwung der öffentlichen Meinung Irlands zu seinen Gunsten hervorbrachten.

Ohne ein Parlament zu befragen, hatte die Regierung ein Patent zur Prägung neuer Scheidemünze erteilt und dadurch das so oft gekränkte Selbstgefühl der Iren aufs tiefste verletzt. Mochte auch die neue Münze gut sein und mochte damit einem lange gefühlten Mangel abgeholfen werden, man erhob offen den Vorwurf der Fälschung, obgleich Newton als Münzwardein die Prägung überwacht hatte. Durch die Drapiers Letters wurde die öffentliche Meinung derartig aufgeregt, dass die Regierung endlich das Patent wieder zurückzog. Die für die Entdeckung des Verfassers ausgesetzte Belohnung von 300 Pfund hatte keinen Iren zum Verräter werden lassen, obschon alle Welt den Verfasser kannte. Von jener Zeit an datiert Swifts Beliebtheit in Irland, niemals liess das Volk seinen Geburtstag vorübergehen, ohne ihn in der Hauptstadt durch Freudenfeuer zu begehen, als er 1720 von seinem letzten Besuch in England zurückkehrte, empfing man ihn in Dublin mit Glockengeläut. Er liess es sich angelegen sein, seinen Ruhm als Freund des

*) Von der damals herrschenden Erbitterung zwischen den streitenden Parteien giebt Macaulay folgende Schilderung: „No Parlimentary struggle has been so violent as that which took place between the authors of the Treaty of Utrecht and the War Party. The Commons were for peace, the Lords were for vigorous hostilities. The ties of party superseded the ties of neighbourhood and of blood. The members of the hostile factions would scarcely speak to each other, or bow to each other. The women appeared at the theatres bearing the badges of their political sect . . . On one side was Steele, gay, lively, drunk with animal spirits and with factious animosity, and Addison, with his polished satire, his inexhaustible fertility of fancy, his graceful simplicity of style. In the front of the opposite ranks appeared a darker and fiercer spirit, the apostate politician, the ribald priest, the perjured lover, a heart burning with hatred against the whole human race, a mind richly stored with images from the dunghill and the lazarhouse. (Macaulay, War of the Succession in Spain.)

Volkes zu verdienen. Seine äusseren Verhältnisse hatten sich so gebessert, dass er bei seiner Sparsamkeit, mit einem Drittel seiner Einkünfte auskam. So konnte er bei seinem Tode ein Kapital von 10000 Pfund hinterlassen, die er zur Errichtung eines Irrenhauses bestimmte. Ein zweites Drittel seines Einkommens hatte er noch bei seinen Lebzeiten darauf verwendet, den Armen und Elenden zu helfen. So mancher unbemittelte Handwerker, der zinslos Darlehn von ihm empfangen, verdankte ihm sein Glück. Aber Swift war kein fröhlicher Geber, kein glücklicher Mensch! Obgleich man ihn in Irland vergötterte, fühlte er sich dort immer wie im Exil; durch das eigenartige Verhältnis zu den beiden Frauen, die ihn geliebt, wurde auch sein häusliches Leben immer mehr verdüstert. Zwei Jahre vor Stellas frühem Tode, erschien sein Gulliver, in den er alles hineingegossen, was er an Groll und Hass gegen seine Widersacher und gegen die Menschheit im Herzen trug. In den Schlusskapiteln des Romans werfen schon künftige Ereignisse ihren Schatten voraus, es ist, als ob der Dichter sein eigenes Ende vorhersieht, das ihn im Wahnsinn untergehen lassen wird.

Mit Stella hat ihn sein guter Genius verlassen. Nach zehn qualvoll hingebrachten Jahren ist er endlich in völliger geistiger Umnachtung gestorben. Seine Grabschrift, von ihm selbst verfasst, zeigt, dass das Leben ihm nur Täuschungen und vereitelte Hoffnungen gebracht hat:

Hic Depositus est Corpus
Jonathan Swift

. . . .

Ubi Saeva Indignatio
Ulterius Cor Lacerare Nequit.

Wie oben bemerkt, sind Gulliver's Reisen in den Jahren 1720—1725 abgefasst worden, in der Zeit, als der Robinson seinen Triumphzug durch die Welt antrat. Swift hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht, indem er bei der Einkleidung seiner Satire dem Geschmack der Leser an romantischen Abenteuern Rechnung trug. Bei seiner vorletzten Reise nach England brachte er den Roman fertig mit, allerdings hegte er Bedenken, ob sich dafür ein Verleger finden würde. („courageous enough to venture his ears" — wie er meinte.) Kurz vor seiner Rückkehr nach Irland wurde das Manuscript dem Drucker ins Haus geworfen, der nun versichern konnte, den Verfasser nicht zu kennen. Ähnlich wie später der Verfasser der Waverley Novels gefiel sich Swift darin, niemals ganz den Schleier der Anonymität zu lüften. Dennoch darf man ihn deshalb nicht etwa der Feigheit zeihen, hatte er doch bei der Veröffentlichung der Drapier's Letters einen beachtenswerten Mannesmut gezeigt, auch würde ihm sein Leugnen wenig genützt haben, falls ihn seine Gegner hätten zur Verantwortung ziehen wollen. Sie vergassen ihm diesen neuen Streich freilich niemals, am wenigsten Walpole, der Premierminister, dem im Roman am ärgsten mitgespielt wurde.

Wie Gay in einem Briefe es schildert, wurden die Reisen geradezu vom Publikum verschlungen, die erste Auflage war in einer Woche vergriffen, man fand das Buch im Cabinet der Minister, wie in der Kinderstube. Natürlich fanden die Wissenden am meisten Gefallen an der politischen Satire, die naiveren Leser gaben sich dagegen willig dem Eindruck der Abenteuer des würdigen Kapitäns hin, in dessen Glaubwürdigkeit manche gar keinen Zweifel setzten. Ganz treuherzig versicherte ein alter Seebär Kapitän Gulliver wohl zu kennen; allerdings will es uns Modernen kaum glaublich dünken, wenn ein ehrwürdiger, irischer Prälat sich dagegen verwahrt, alles im Roman glauben zu können, einige Dinge kämen ihm wenigstens verdächtig vor! Nur Johnson, der für Swift überhaupt wenig eingenommen ist, nennt in seinen Lives of the English Poets Gulliver „a book written in open defiance of truth and regularity", so wegwerfend wie naiv bemerkt er zu Boswell: „When you once thought of big men and little men, it is very easy to do the rest". (Boswell, Life of Johnson; Kap. XXX.)

Von den vier Teilen, in die der Roman zerfällt, ist die erste Hälfte, die Reisen im Lande der Zwerge — Liliput ist seitdem zum geflügelten Wort geworden — und Riesen, die populärste, sie ist mit Recht auch den meisten Bearbeitungen für die Jugend zu Grunde gelegt worden. Bemerkenswert ist die geschickte Art, wie der Dichter die Einleitung zu jeder Reise in solcher Gestalt bringt, dass dadurch gleich Stimmung für die folgende Erzählung gemacht wird.

Gulliver, der Typus eines abenteuernden Seefahrers jener Zeit, leidet auf der ersten Reise Schiffbruch und wird als der einzig Überlebende an den Strand geworfen. Aus tiefer Ohnmacht erwachend, findet er sich gefesselt in der Gewalt der Bewohner jenes Landes, winziger sechs Zoll hoher Bürschchen, die aber trotz ihrer Kleinheit sich wenig vor dem „Menschenberge“ fürchten und den durch einen Schlaftrunk betäubten auf einem von 1500 Pferdchen gezogenen, auf Räder gesetzten Gestell in ihre Hauptstadt schleppen. Hier muss Gulliver Urfehde schwören und seine Waffen ausliefern, worauf er die Freiheit wieder erhält, von den Liliputanern in ihrer Sprache unterrichtet wird und nun im Stande ist, jene kleine Welt, die Sitten und Lebensweise ihrer Bewohner kennen zu lernen. Er wird sogleich vor den Herrscher des Landes geführt, darf frei an seinem Hofe verkehren und erweist sich dankbar, indem er einen mit dem Nachbarstaat Blefuscu ausgebrochenen Krieg durch die Wegnahme der ganzen feindlichen Flotte glücklich beendet. Als aber der ehrliche Bursche sich weigert, jene Feinde ganz zu vernichten und den Liliputanern in die Hände zu liefern, fällt er in Ungnade, trotzdem er eben noch mit allen erdenklichen Ehren überhäuft worden. Auch die Gemahlin des Kaisers verfeindet er sich durch die anstössige Art, wie er einen in ihren Gemächern entstandenen Brand löscht. So ist es kein Wunder, dass der Kaiser den Einflüsterungen seines Schatzmeisters Flimnap Gehör schenkt und über Gulliver als Hochverräter Gericht halten lässt. Selbst die Furcht, was später mit dem ungeheuren Leichnam zu beginnen sei, hält die undankbaren Zwerge nicht ab, über Gulliver das Todesurteil zu sprechen, das der König aus Gnade vielleicht in Blendung verwandelt hätte, wenn der zeitig gewarnte Fremdling sich nicht allen Nachstellungen durch die Flucht nach Blefuscu entzöge. Auf einem angetriebenen Boot gelingt es ihm, ein englisches Schiff und damit die Heimat wieder zu erreichen.

Im zweiten Teil wird nach Walter Scotts Ausdruck das Fernrohr plötzlich umgekehrt, Gulliver, der vorher angestaunte Menschenberg, muss nun im Riesenlande Brobdignag selbst die Rolle eines Liliputaners spielen.

Auf einer neuen Reise wird er an unbekannter Küste von seinen Gefährten im Stich gelassen, als ein ungeheurer Riese, gross wie ein Kirchturm erscheint, dem der Unglückliche in die Hände fällt, während das Boot mit den übrigen Seeleuten glücklich das hohe Meer erreicht. Zuerst wird Gulliver von dem Riesen für eine Art Insekt gehalten und, sorgfältig in ein Tuch gewickelt, in das Haus seines Herrn, eines Pächters, getragen. Als man in ihm aber eine vernünftige Kreatur erkennt, muss er es sich gefallen lassen, öffentlich im Lande zur Schau gestellt zu werden, bis er in der Hauptstadt aus dieser unwürdigen Lage erlöst wird, indem die Königin selbst das wunderbare Geschöpf dem Pächter abkaufen lässt. Zum Glück für Gulliver darf seine Pflegerin, die kleine neunjährige Tochter jenes Mannes, bei ihm bleiben, sie wird sein hülfreicher Engel, der ihn aus allerlei Nöten befreit. Obgleich er von den Majestäten und dem ganzen Hofe gut behandelt wird, ist sein Loos kein beneidenswertes, sowie er das für ihn angefertigte Behältnis verlässt, läuft er Gefahr, wie ein Wurm zertreten zu werden. Von grossen und kleinen Tieren, Hunden, Ratten, Insekten angegriffen, muss er mit ihnen um sein Leben kämpfen, mit Mühe entreisst man ihn der Gewalt eines grossen Affen, der ihn wie eine Puppe auf das Dach eines Hauses entführt hat. Endlich trägt ein Raubvogel ihn samt seinem Kasten als gute Beute in die Lüfte, lässt aber unterwegs seinen Raub in das Meer fallen, aus dem Gulliver durch vorüberfahrende Landsleute herausgefischt wird.

Schon nach wenigen Wochen befindet sich unser Held wieder an Bord eines Ostindienfahrers, der im Chinesischen Meere von Piraten geentert wird. Gulliver ist

unklug genug, einen zu der Bande gehörigen holländischen Renegaten durch übelangebrachte Vorstellungen so zu reizen, dass man ihn auf einem kleinen Boot aussetzt. Er hätte elend umkommen müssen, wenn er nicht bald auf eine Felseninsel gestossen wäre, wo er die Nacht zubringt. Am andern Morgen sieht er plötzlich, wie sich der Himmel über ihm verfinstert und erkennt hoch in der Luft eine freischwebende Insel mit Menschen, die auf Treppen und Gallerien kommen und gehen und ihn auf ein Zeichen in die Höhe hissen. So findet er sich in Laputa, der Insel der Gelehrten. Ihre Bewohner, der König und sein Hof voran, beschäftigen sich ausschliesslich mit dem Studium der Wissenschaften, alle niedrigen Geschäfte überlassen sie ihren Dienern auf der Erde. Um durch nichts von ihrem hohen Lebenszweck abgezogen zu werden, haben sie aus Diamant diese Insel konstruiert, die durch einen im Centrum befindlichen Magneten bewegt und gelenkt wird. Sie sind die zerstreutesten Menschen von der Welt; immer in ihre Probleme vertieft, schweben sie in Gefahr auf der Strasse umgerannt oder in den Rinnstein gestossen zu werden. So haben sie meist einen oder zwei Diener, die sogenannten Flapper, bei sich, deren Amt darin besteht, durch leichte Schläge an die Augen, Ohren, den Mund ihrer Herren deren Aufmerksamkeit wach zu halten. Ihre Insel verlassen sie selten, dem König und seiner Familie ist dies durch das Gesetz*) überhaupt verboten. Natürlich ist Gulliver neugierig, ihr Reich auf ebener Erde kennen zu lernen, ist aber sehr enttäuscht, es in der schlechtesten Verfassung zu finden, die Städte schlecht gebaut, das flache Land ganz vernachlässigt. Dies rührt daher, dass die Einwohner ihre Arbeiten aufs gröblichste vernachlässigen und nur ihre Herren in kindischer Weise nachäffen. Obgleich sie von den Wissenschaften nur eine ganz oberflächliche Kenntnis haben, mühen sie sich ab, allerlei lächerliche, sinnlose Erfindungen zu machen.

Nachdem Gulliver noch einen Ausflug nach der Insel Glubdubdrib gemacht, wo er sich die Geister der Toten u. a. Alexander den Grossen, Hannibal, Caesar, auch berühmte Persönlichkeiten der Neuzeit heraufbeschwören lässt, kehrt er über Japan, Lugnagg, das Land der Unglücklichen, die nie sterben können, nach Hause zurück.

Seine letzte Reise unternimmt der Held auf seinem eigenen Schiffe, sie soll für ihn die allerunglücklichste werden. Im stillen Ocean meutert seine Mannschaft und bemächtigt sich des Fahrzeuges, um damit Seeraub zu treiben, ihn selbst setzt man ungeachtet seines Flehens hülflos an ödem Strande aus. Welch passende Einleitung zu der bittersten Satire, die je auf die Menschheit geschrieben worden.

Es ist das Land der Houyhnhms, der edlen Pferde, die, mit Vernunft und Sprache begabt, eine zweite dort lebende Rasse, die Yahoos, unterworfen und zu ihren Sklaven gemacht haben. Dies sind rohe, affenähnliche Geschöpfe, die untereinander in ewigem Kriege leben und auch sogleich über Gulliver herfallen, als er ihnen begegnet. Die Anspielung wird deutlicher, wenn wir hören, dass der Held von den Houyhnhms für ein den Yahoos verwandtes Wesen gehalten wird. Dennoch behandeln sie ihn gut und suchen ihn sorgfältig von der verpestenden Berührung mit den Yahoos fern zu halten. Eine unnütze Vorsicht, denn Gulliver wird beim blossen Anblick jener Tiere vom tiefsten Abscheu und Ekel ergriffen! Wie aber seine Kleider in Stucke gehen und er seine Blösse kaum noch decken kann, erwacht der Argwohn der Houyhnhms von neuem, bisher hatten sie seine Kleidung für eine natürliche Bedeckung gehalten! — In einer Volksversammlung beschliessen sie des Fremden Verbannung, trotzdem sein Herr Fürsprache für ihn einlegt. Wider Willen muss Gulliver das Land verlassen, ehe er nach Hause zurückkehrt, will er lieber sein Leben auf einer einsamen Insel im Weltmeer beschliessen. So findet ihn ein menschenfreundlicher portugiesischer Kapitän und nimmt ihn halb mit Gewalt nach England mit. Selbst unter seinen Landsleuten glaubt Gulliver in jedem Menschen einen

*) Wahrscheinlich eine Anspielung auf die Artikel des „Settlements“ (1701) die es dem König von England zur Pflicht machten, das Land nicht ohne die Einwilligung des Parlaments zu verlassen.

Yahoo zu sehen, nicht einmal im Kreise seiner Familie verlässt ihn das Gefühl des Ekels vor seinesgleichen, noch nach Jahren möchte er alles dahingeben für ein Asyl bei den Houyhnhms.

Als Mensch wie als Dichter hat Swift von jeher die verschiedenste Beurteilung erfahren. Mit Unrecht zählt man ihn den englischen Humoristen zu, durch und durch politischer Parteimann, schreibt er seine Pamphlete immer in der Absicht die Gegner niederzuschlagen. Von der befreienden Wirkung ächten Humors ist in seinen Werken wenig zu spüren, Hohn und Ironie, worin er Meister ist, sind seine Waffen. Das mitfühlende Herz des ächten humoristischen Dichters hat er nie besessen; nimmt er auch manchmal, in der ersten Hälfte des Gulliver, einen Anlauf zu wirklicher Komik, so hat man dabei immer den Eindruck, als ob der Dichter selbst in das Gelächter, das er hervorruft, nicht mit einstimmen mag.

In der Schilderung der Länder der Riesen und Zwerge lässt sich deutlich ein bestimmter Plan der Satire erkennen. So zeigt Swift in Liliput ein Bild der Welt, wie sie in Wirklichkeit ist, ein Brobdignag, wie sie sein sollte. Es ist ein feiner Zug, dass in Liliput Undankbarkeit, Lüge und Vertrauensbruch mit härteren Strafen bedroht werden, als der Diebstahl, gegen den man sich durch Vorsicht schützen kann, dass falsche Ankläger aufs strengste bestraft, unschuldig Verurteilte entschädigt werden. Wie in der grossen Welt handeln aber die Zwerge Gulliver gegenüber nicht nach solchen Vorschriften, sondern zeigen alle menschlichen Schwächen und Laster, die an solchen winzigen Wichten nun doppelt kleinlich und lächerlich wirken.

Bestimmte Anspielungen auf historische Persönlichkeiten und Ereignisse finden sich häufig, sie sind nie zufällig, sondern vom Dichter beabsichtigt. Swifts politische Wirksamkeit fällt in die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges und des Regierungsantritts der ersten Könige der hannoverschen Dynastie. Noch sind die letzten Zuckungen des Bürgerkrieges nicht vorüber, Parteiungen und politischer Hader regen die Nation bis ins Innerste auf. Nach dem absolutistischen Regiment der letzten Stuarts hat der tüchtige, aber persönlich unbeliebte Wilhelm III. mit Hülfe der Whigs den Grund zu dem modernen englischen Rechts- und Verfassungsstaat gelegt. Dank hat er dafür freilich beim Volke nicht gefunden! „Neun Zehntel der Geistlichkeit", sagt Macaulay, „waren im Herzen Jacobiten, ein grosser Teil des Landadels gehörte zu derselben Partei. Zwar waren die mittleren Klassen fest entschlossen, Jacob und sein Geschlecht fern zu halten, aber sie betrachteten Wilhelm nur als das kleinere von zwei Übeln". Hätte Ludwig XIV. nicht die Unklugheit begangen, beim Tode Jacobs I. dessen Sohn als König von England anzuerkennen, so dass die Engländer annehmen konnten, er wolle ihn als eine Art von Clientelfürsten auf den Thron setzen, so hätte sich das Inselreich vielleicht vom Kriege gegen Frankreich fern gehalten, vielleicht wäre später noch eine Restauration der Stuarts möglich geworden. Fühlte sich doch die Königin Anna, Jacobs Halbschwester, im Herzen immer zu ihren Verwandten hingezogen! Nur durch den Einfluss der beiden Marlboroughs hatten die Whigs ihre leitende Stellung behauptet; als dann die Herzensneigung zwischen der Königin und der Lady Marlborough sich geradezu in Hass verwandelte, trat auch in der englischen Politik ein Umschwung ein. Die Regierung ging an die Tories über, und wenn diese auch nicht gleich offen den Kampf gegen Frankreich einstellten, so deutete man doch dem Pariser Hofe an, dass England einer friedlichen Übereinkunft nicht abgeneigt sei. Nach der Abberufung Marlboroughs kam es bald zum Abschluss des Utrechter Friedens. Da Ludwig froh war, sich eines seiner Feinde entledigen zu können, so trug England für seinen Abfall die grössten Vorteile davon. Die Leiter des neuen Cabinets, Graf Oxford und Lord Bolingbroke, triumphierten, und so wenig die politischen Gegner die Verräter lobten, so liess man sich doch die Früchte ihres Verrats wohl gefallen. Damals ist der Grund zu der Machtstellung des seebeherrschenden Albions gelegt worden!

In die Friedensverhandlungen hatte auch die Successionsfrage mithineingespielt, waren doch die Führer der Tories bereitwillig auf die Wünsche der Königin eingegangen:

Aber allzu früh für die Pläne der Jacobiten war Anna (1714) gestorben, bei der geringen Bedeutung des Prätendenten und dem zwischen Oxford und Bolingbroke ausgebrochenen Zwist, konnte Georg I. von Hannover ungestört seine Landung bewerkstelligen. Ihm waren die jacobitischen Umtriebe der Minister nicht unbekannt geblieben, schnell entschlossen warf er sich ganz der Partei der Whigs in die Arme und berief Walpole an die Spitze der Regierung, der alsbald seine Vorgänger wegen Übereilung des Friedens und Begünstigung der Stuarts anklagen liess. Bolingbroke musste nach Frankreich fliehen, wo er offen in den Dienst des Prätendenten trat. Allein der Tod Ludwigs XIV. lähmte alle Pläne der Jacobiten, der Regent trat auf die Seite Georgs und verriet ihm alle Verschwörungen, die in Frankreich angezettelt wurden. Nach einem verunglückten Landungsversuch Jacobs erging über seine Anhänger ein strenges Strafgericht.

Trotz dieser Erfolge war es dem neuen Herrscher nicht vergönnt, die Herzen seiner Unterthanen für sich zu gewinnen, ohne bedeutende Eigenschaften als Regent, der englischen Sprache unkundig, gab er durch sein Privatleben manchen Anstoss. Von seiner Gemahlin (der Herzogin von Ahlden) geschieden, lebte er in beständigem Hader mit dem Thronfolger, der die Behandlung seiner Mutter nicht billigte. Um seine Herrschaft zu sichern, liess der König der parlamentarischen Verwaltung freien Lauf. Als Georg I. 1727 aus dem Leben schied, konnte sein Sohn, so sehr er ihm früher Opposition gemacht hatte, nichts Besseres thun, als ganz in die Bahnen des Vaters einlenken und Walpole in der leitenden Stellung belassen.

Es ist klar, dass in einem satirisch-politischen Roman aus so bewegter Zeit die grossen Fragen, die alle Welt bewegten, ihren Widerhall finden mussten, vor allem der Streit über den Utrechter Frieden. Natürlich nimmt Swift als eifriger Tory die angeklagten Minister kräftig in Schutz. Mit welchem Biedersinn der ehrliche Gulliver-Bolingbroke sich weigert, die Gegner der Liliputaner, ein freies, edles Volk, in Sklaverei zu bringen! Wie harmlos ist sein Verkehr mit den Gesandten von Blefuscu dargestellt, wenn sie ihrem Retter den Dank ihres Monarchen überbringen. Leider steht Bolingbroke, der „moderne Alcibiades", wie man ihn genannt, vor dem Forum der Geschichte keineswegs so engelrein da! Im Roman schreckt Gulliver, den nach seiner Flucht der Kaiser von Blefuscu seines Schutzes versichert, wofern er in den Dienst der Feinde Liliputs treten will, vor dem Gedanken zurück, den einmal geleisteten Treueid zu brechen, ebenso wie er lieber aus Liliput geflohen ist, als dass er Gleiches mit Gleichem vergolten und das ganze Zwergennest zerschmettert hätte! Der charakterlose Höfling jedoch hat Jahre hindurch im Interesse des Prätendenten Komplotte gegen sein Vaterland geschmiedet, bis er endlich, die Erfolglosigkeit seiner Arbeit einsehend, mit seinen Feinden Frieden schloss, um ungekränkt nach Hause zurückzukehren.

In eigener Sache schreibt Swift, wenn er die Undankbarkeit der Kaiserin von Liliput schildert, die über der anstössigen Art der Hülfeleistung Gullivers den wertvollen Dienst selbst vergisst und ihrem Retter mit Hass lohnt, es ist wohl keine gesuchte Erklärung, wenn man dabei an des Dichters „Märchen von der Tonne" denkt, das so viel Anstoss selbst bei denen erregte, in deren Interesse es geschrieben war. Anspielungen auf englische Herrscher finden sich vielfach, sei es nun Vorsicht, sei es die Achtung, die der Engländer der Person seines Monarchen gegenüber selten ausser Acht lässt, die fürstlichen Herren kommen im Roman nicht gerade schlecht weg. In dem Kaiser von Liliput soll Swift das Conterfei Georgs I. gegeben haben, seine Einfachheit, Sparsamkeit, Arbeitslust und Vorsicht sind Züge, die sich an jenem wieder erkennen lassen. Der Kaiser von Liliput trägt niedrige Absätze, um damit seine Zugehörigkeit zur Partei der Low-heels (Whigs) anzudeuten, er trägt sie aber noch niedriger als irgend ein anderer am Hofe, während der Thronerbe aus Opposition mehr zu den High-heels hinneigt. Um es aber mit keiner Partei ganz zu verderben, hat der letztere den Ausweg gefunden, den einen Schuh mit hohem, den anderen mit niedrigem Absatz zu tragen, wodurch sein Gang etwas Hinkendes erhält!

Bei der Schilderung der inneren Zwistigkeiten in Liliput verfällt der unverbesserliche Spötter wieder in den Ton, der ihm bei dem Mährchen von der Tonne so geschadet hat. Den Glaubensstreit der Katholiken und der Protestanten travestiert er durch den Zwist der Bigendians and Littleendians, die darüber uneins sind, an welchem Ende ein Ei zu öffnen sei. Zur letzteren Partei, den Littleendians, bekennt sich das Nachbarreich Liliputs, das mit absichtlicher Verdrehung der geographischen Verhältnisse eine Insel genannt wird. Dorthin sind früher Tausende von Liliputanern geflüchtet, die sich jener Partei angeschlossen, und diese Meinungsverschiedenheiten haben den Anlass zu erbitterten, blutigen Kriegen gegeben. Endlich hat sich der ganze Streit als nichtig erwiesen, in dem Alcoran der Zwerge steht nämlich geschrieben: „All true believers break their eggs at the convenient end". —

Überall verfolgt Swift seine Feinde, die Whigs, mit unbarmherzigem Spott, vor allen den Premierminister, Sir Robert Walpole; nicht einmal dessen Frau verschont er mit übler Nachrede. Flimnap, der Schatzmeister, ist der beste Seiltänzer im Lande, er springt noch einen halben Zoll höher als die anderen Würdenträger — durch solche Talente qualifiziert man sich in Liliput für die höchsten Staatsämter. Die Lords müssen sogar durch wiederholte Proben beweisen, dass sie die einmal erlangte Fertigkeit aus Mangel an Übung nicht etwa wieder eingebüsst haben! Als viel begehrte Auszeichnungen gelten bei den Höflingen bunte Seidenfäden von blauer, roter und grüner Farbe — gemeint sind der Hosenband-, der Bath- und der Distelorden —; um sie zu erhalten, muss man über einen vorgehaltenen Stock springen können. Hierbei fällt auch ein Hieb gegen den ersten, immer geldbedürftigen König aus dem Hause der Stuarts, der, um seinen Schatz zu füllen, Orden und Ehrenstellungen in verschwenderischster Weise für Geld vergab.

Die Art und Weise, in der Gulliver in Liliput bei seiner Gefangennahme durchsucht wird, der Argwohn, den selbst die harmlosesten bei ihm gefundenen Dinge erwecken, ist in Verbindung mit dem Aufspüren jacobitischer Verschwörungen in England zu bringen. Swift will damit die kleinlichen Plackereien und Belästigungen geisseln, denen auch Unschuldige ausgesetzt waren; wie wir gesehen haben, darf man der Regierung eine gewisse Berechtigung zum Argwohn und zur Wachsamkeit nicht absprechen, wenn auch von untergeordneten Organen im blinden Eifer gesündigt sein mag.

Im zweiten Teil des Werkes nimmt die Satire einen allgemeineren Charakter an, die Anspielungen auf bestimmte Persönlichkeiten sind seltener; dass Swift bei der Schilderung der Herrscher von Brobdignag Wilhelm III., sowie Karoline, die Gemahlin Georgs II., im Auge gehabt haben soll, mag vielleicht den Zeitgenossen deutlicher geworden sein als uns. Dagegen werden einzelne Stände, der Adel, die Richter, die Ärzte, namentlich auch die Ehrendamen der Königin in schärfster Weise verspottet.

Die Riesen werden als ein tüchtiges, in einfachen Verhältnissen lebendes Volk geschildert. Im Besitz mancher praktischen Kenntnisse verschmähen sie alle abstrakten Theorien, ihre Gesetze sind kurz, einen Kommentar darüber zu schreiben, gilt als ein todeswürdiges Verbrechen. Sie haben nur wenige Bücher und gar keine Bibliotheken. In wiederholten Gesprächen mit dem Fürsten bemüht sich Gulliver, diesem den ganzen Kulturzustand seines Vaterlandes in den hellsten Farben zu schildern, ohne jedoch den klugen Mann über die vielfachen Schäden hinwegtäuschen zu können. Durch die verstandigen Zwischenfragen des Königs wird alle Korruption in Verwaltung, Rechtspflege und Politik ans Licht gebracht, so dass der Riese endlich zu dem Schlusse kommt, die englische Geschichte des letzten Jahrhunderts sei eigentlich nur eine Häufung von Verschwörungen, Aufständen und Morden, das ganze Volk eine höchst gefährliche Rasse des scheusslichsten Gewürms, das auf Gottes Erdboden krieche.

Schon hier klingt der Ton des letzten Buches an, nur tritt hier noch Gulliver anscheinend als eifriger Anwalt seiner Landsleute auf, während er dort es nicht mehr für nötig hält, eine Maske vorzunehmen.

Den Houyhnhms schildert er den Krieg, seine schrecklichen Folgen, seine oft nichtigen Ursachen in der abstossendsten Weise, nur hat er Mühe, seinen Zuhörern alle die verschiedenen Mordwerkzeuge zu schildern, denn das Schiesspulver ist in jenen Ländern noch unbekannt. Bei dieser Gelegenheit brandmarkt er auch die niedrige Gewinnsucht der deutschen Kleinfürsten, die für schnödes Gold ihre Landeskinder fremden Staaten zur Kriegführung verkauften.

Wenn er den Houyhnhms von der Bestechlichkeit der Richter, der Gewissenlosigkeit und Unwissenheit der Ärzte, der Roheit des Adels, der Putzsucht und Verschwendung der Frauen erzählt, so müssen auch diese zum Schlusse kommen, dass der Mensch die Vernunft nur braucht, „um tierischer als jedes Tier zu sein".

Man sollte es kaum für möglich halten, dass ein so abstossendes Gemälde menschlicher Verderbtheit noch zu steigern wäre, und doch bringt dies der Dichter fertig, indem er zuletzt alle Laster der Menschen jenen widerwärtigen Geschöpfen, den Yahoos, beilegt und uns ihre Wirkung an den Affen vor Augen führt, wogegen die edlen Rosse im sündlosen Zustande Rousseauscher Natürlichkeit und Unschuld dargestellt werden.

In der Schilderung des Reiches Laputa richtet sich die Satire vorwiegend gegen die Klasse der Gelehrten, namentlich gegen die Mitglieder der Royal Society; die stadtbekannte Zerstreutheit Sir Isaac Newtons soll den Dichter auf den hübschen Einfall der Flapper gebracht haben. Sonst leidet dieser (III.) Teil an grosser Weitschweifigkeit, vieles ist nicht gerade neu und erinnert oft an den zweiten, schwächeren Teil des Robinson. In der Schilderung der Academie in der Hauptstadt will Swift die schwindelhaften Erfindungen und Spekulationen treffen, die sogenannten Bubbles, die in jene Zeit fallen und den Staat, wie Private mit finanziellem Ruin bedrohten. Man soll sich hüten, etwa dem Dichter eine Abneigung gegen die exacten Wissenschaften beizulegen, wissen wir doch, dass Swift selbst ein guter Mathematiker war. Gerade deshalb waren ihm wohl solche Projekte besonders verhasst, deren Hohlheit er leicht durchschauen konnte. Zum Glück war man in England schliesslich doch vorsichtiger als in Frankreich, das durch den schottischen Abenteurer Law an den Rand des Bankerotts gebracht wurde. Auch in England hatte ein Direktor der Südseekompagnie, Sir John Blunt, alle Staatsschulden für seine Gesellschaft erworben und ein gefährliches Spiel mit Aktien angefangen.

Solche Machenschaften will Swift treffen, wenn er die Professoren der Academie allerlei unsinnige Erfindungen machen lässt, wenn der eine lehrt, Sonnenstrahlen auf Flaschen zu ziehen, Farben durch Geruch und Gefühl zu unterscheiden, farbige Seide aus Spinnengeweben zu gewinnen, nachdem man die Spinnen mit verschiedenen bunten Fliegen gefüttert hat. Die socialpolitische Sektion debattirt über die Mittel neue Steuern zu finden, ohne die Unterthanen zu beschweren, man schlägt vor, die Laster und Thorheiten der Menschen zu besteuern, ferner die Schönheit und den Putz der Frauen; den letzteren soll hierbei Selbsteinschätzung gestattet sein. Dagegen bleiben Vernunft, Beständigkeit und andere Tugenden beim schönen Geschlecht steuerfrei, denn der Ertrag würde die Kosten der Erhebung doch nicht lohnen. An anderer Stelle wird den Hörern Anleitung gegeben, wie Verschwörungen aufzudecken oder auch zu erfinden seien, wie falsche Zeugen gestellt, die Briefe der zu verdächtigenden Personen richtig entziffert und ausgelegt werden müssen, so dass unter harmlosen Ausdrucken irgend ein greulicher Landesverrat sich entdecken lässt. Es sei bemerkt, dass ein Teil der Satire des dritten Buches, manchmal wörtlich, Rabelais' Gargantua entlehnt ist.

In gleicher Weise erinnern an Rabelais und Lucian die Unterhaltungen mit den aus der Unterwelt heraufbeschworenen Toten, von denen sich Gulliver Aufklärungen über geschichtliche Vorgänge alter und neuer Zeit geben lässt. So erscheint ihm der Admiral Wilhelms III., Lord Russel, der eine Zeit lang mit dem Versailler Hofe in hochverräterischer Verbindung stand und selbst zugeben muss, dass er den Seesieg bei La Hogue eigentlich wider seine Absicht über die Franzosen davongetragen, denen er im Interesse des verbannten Stuart die Flotte hatte ausliefern wollen.

Mit Recht führt Hettner an, der beste Prüfstein für den dichterischen Wert einer Satire sei, ob sie auch dann noch ihre ungeschwächte Anziehungskraft behält, wenn dem Leser der Reiz der persönlichen Beziehungen und Anspielungen abgeht. Beim Gulliver liegt die Erklärung seiner ungeschwächten Wirkung auf die Leser vor allem darin, dass der Erzähler niemals aus der Rolle fällt. Was Johnson in verächtlichem Sinne über den Roman sagt, trifft in anderer Weise zu. Wenn wir einmal zugegeben haben, dass es Völker von jenen Proportionen giebt, so folgen alle Einzelheiten, so absurd sie an und für sich sein mögen, mit logischer Folgerichtigkeit von selbst. Dazu kommt der trockene Ernst des Erzählers, niemals drängt sich der Dichter mit seiner Person vor, Gulliver allein bleibt das Medium, durch das wir von jenen seltsamen Ländern und Leuten erfahren. Weil Swift ein solcher Meister der Sprache ist, kann er seinen Helden sich so ausdrücken lassen, wie es seiner Bildungsstufe entspricht, einfach, klar und natürlich, wobei vulgäre Wendungen nicht allzu ängstlich vermieden werden. Die innere Wahrheit der Schilderung wird durch die eingehende Kleinmalerei unterstützt, die nur selten in Weitschweifigkeit ausartet, langweilige Schilderungen nautischer Manöver u. dgl., die oft geradezu unverständlich sind, sollen nur die damals beliebte Art der Reisebeschreibungen verspotten. Ein weiterer Ausfluss dieser Ironie sind die dem Werk beigegebenen Karten der von Gulliver entdeckten Länder, sein Porträt, sowie zahlreiche Zeichnungen zu den Demonstrationen der Academie von Laputa, in Form mathematischer Figuren.

Hervorragende Beispiele gelungener Kleinmalerei sind das Erwachen des Helden am Strande von Liliput*), seine Mahlzeiten, die Wegnahme der feindlichen Flotte. Man glaubt die Pygmäen zu sehen, wenn das ganze Kriegesheer unter Gullivers Beinen hindurchmarschiert, wenn ihrer zwei auf einer Stange seine Taschenuhr davon tragen oder wenn sie seinen Hut an Seilen herbeischleifen. Danach der Gegensatz im Riesenlande, wo der eben noch angestaunte Menschenberg zum Spielzeug eines Kindes wird, wo selbst der Hofzwerg der Königin noch ein Riese gegen ihn ist. Hier zeigt der brave Kapitän den Hofdamen seine seemännischen Talente, indem er in einem Troge rudert und segelt und sie ihm durch Blasen und Fächeln den nötigen Wind verschaffen. Welch ein Bild, wenn das Riesenbaby Gulliver packt, um seinen Kopf in den Mund zu stecken, oder wenn der Held auf einem Gerüst stehend in einem Buche lesen oder auf dem Klavier musicieren muss! Wie folgerichtig der Dichter diese Dinge behandelt, zeigt sich am Schlusse dieses Teils, als der eben aus dem Meere aufgefischte Gulliver die Matrosen auffordert, ihn doch gleich mit dem Kasten in die Kajüte des Kapitäns zu bringen, worauf seine Retter natürlich meinen, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben. Zu demselben Schlusse möchte allerdings auch der Leser kommen, wenn im letzten Buche die innere Wahrscheinlichkeit derart verletzt wird, dass man dem Dichter nicht mehr folgen mag, wie er den Abschied Gullivers von seinem Herrn, dem Houyhnhm, schildert und uns mit dem alten, unerschütterlichen Ernst erzählt, dass der Houyhnhm dem Scheidenden zum Abschied den Huf hinstreckt, den dieser ehrerbietig an den Mund führt. — „Though it be madness, there's method

*) In seiner Ode an Sir Hudson Lowe hat Thomas Moore das Bild des gefesselten Gulliver auf Napoleon übertragen:

1. Sir Hudson Lowe, Sir Hudson Low
(By name and ah! by nature so)
As thou art fond of persecutions,
Perhaps thou'st read, or heard repeated,
How Captain Gulliver was treated
When thrown among the Liliputans.

2. They tied him down these little men did —
And having valiantly ascended
Upon the Migthy Man's protuberance,
They did so strut — upon my soul,
It must have been extremely droll
To see their pigmy pride's exuberance.

3. And how the doughty mannikins
Amused themselves with sticking pins
And needles in the great man's breeches,
And how some very little things
That passed for Lords, on scaffoldings
Got up and worried him with speeches.

in it! Dagegen wirkt die Karrikatur des Handkusses im Riesenland in hohem Grade komisch, wenn Gulliver den kleinen Finger der Kaiserin umarmt, um dessen Spitze zu küssen!

Bei einer satirischen Dichtung ist die Frage nach den Quellen im landläufigen Sinne von untergeordneter Bedeutung, da dem Verfasser die Fabel nur den Rahmen für die Satire bildet und diese immer die Hauptsache sein wird. Trotzdem ist die Wissbegierde der Leser noch immer bereit die alte Frage: „Dove trovaste mai tante corbellerie?“ auch hier zu wiederholen. So macht Hettner über einzelne Vorgänger Swifts, deren Werke ihm als Muster gedient haben können, folgende Bemerkung: „Es ist hinlänglich bekannt, dass Swift sich oft in seinen Motiven an fremde Vorbilder angelehnt hat. Der Gedanke, Reisen in eingebildete, phantastische Wunderländer zur Unterlage der ergötzlichsten Satire zu machen, ist schon alt, Aristophanes' Vögel haben ihn bereits und namentlich Lucians wahre Geschichten. Swifts unmittelbares Vorbild war die Histoire comique der Etats et Empires de la Lune von Cyrano de Bergerac. Viele Situationen und Persönlichkeiten in Gullivers Reisen sind hier bereits sehr bestimmt vorgezeichnet, und eben so sicher lässt sich die erste Schilderung der Liliputaner auf Philostrats Beschreibung der Pygmäen und die Verspottung der Laputischen Projectenmacherei auf Rabelais' Pantagruel (VI, 2. 3) zurückführen“.

Warum nun unter den genannten Dichtern gerade Bergerac diese wichtige Stellung eingeräumt wird, dafür bleibt Hettner den Beweis schuldig, im weiteren Verlauf der Erörterung mag sich zeigen, ob nicht dessen älterer Landsmann Rabelais allgemein voranzustellen ist, nicht bloss mit Beziehung auf jene Stelle des fünften Buches.

Bei einem Vergleich mit jenen Dichtern wäre einmal zu fragen, ob der eine oder der andere ihm so sehr geistesverwandt ist, dass er als Vorbild in diesem Sinne angesehen werden kann oder ob sich etwa für Swift's poetische Technik im Princip erkennen lässt, das er seinen Vorgängern entlehnte. In jedem Falle werden sich einzelne gemeinsame Motive finden lassen, von denen immer noch fraglich ist, ob sie nicht wiederum aus älteren Werken stammen.

II.

Auch bei Rabelais ist eine Betrachtung seines Lebens zum Verstandnis seines Romans nötig, glücklicherweise hat die Forschung in unserer Zeit Material genug beigebracht, um viele der albernen Legenden zu zerstören, die fruher über den Dichter im Schwange waren.

Über seine Jugendzeit besitzen wir nur dürftige Kunde, es scheint, dass er wie Swift ohne inneren Beruf, vielleicht dem Antrieb des Vaters folgend, sich dem geistlichen Stande gewidmet hat. Er ist, wahrscheinlich gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, zu Chinon geboren und in ziemlich bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, bis er 1509 als Mönch in das Franziskanerkloster Fontenay le Comte in Poitou trat, wo er die Priesterweihe empfing. Seine erste Bildung hatte er in zwei Klosterschulen bei Chinon erhalten und schon dort einen Freundschaftsbund mit mehreren seiner Mitschüler, darunter die vier Brüder du Bellay, geschlossen, der später von grosser Bedeutung für sein Leben werden sollte. Hier zeigt sich schon, wie leicht Rabelais einen Kreis von treuen Freunden um sich zu sammeln weiss, als Ersatz fur Familienbande, die der katholische Priester nicht auf sich nehmen konnte. Wie anders Swift, der innerlich vereinsamt durch das Leben gegangen istl

Die reichliche Musse, die damals ein Mönch genoss, verwandte der wissbegierige, junge Mann zu gelehrten Studien, die sich fast auf alle Gebiete der Wissenschaft erstreckten. Dabei musste er ohne Lehrer und vielfach ohne Hülfsmittel, wie sie uns zu Gebote stehen, sich weiter helfen. Er fand bei seinen Arbeiten nur einen Genossen, den Mönch Peter Lamy, der ihn auch mit Budaeus bekannt machte. Mit letzterem wie mit anderen Humanisten seiner Zeit, darunter Erasmus, trat Rabelais schon damals in Briefwechsel. Es war

für die beiden gelehrten Brüder ein Glück, dass sie in Geoffroi d'Estissac, dem Bischof von Maillezais, Rabelais' altem Schulfreunde, eine Stütze gegen den fanatischen Glaubenseifer der Mönche ihres Klosters fanden. Galt doch das Studium des Griechischen noch als Quelle der Ketzerei! Die übrigen Mitglieder des Klosters sahen schon lange scheel auf die beiden Gelehrten, die alle ihre Einnahmen auf die Vermehrung ihrer kostspieligen Bibliothek und nicht auf die gemeinsame Tafel des Convents verwendeten. Eine Durchsuchung ihrer Bücher ergab manche verbotene Frucht und bewog die beiden zu fliehen. Ihre Gönner wussten alle schlimmen Folgen von den Übelthätern abzuwenden, der Bischof von Maillezais erwirkte vom Pabst für Rabelais die Erlaubnis, in eine Benediktinerabtei überzutreten. Doch damit war seinem Schützling wenig geholfen, nach kurzer Zeit sehen wir den Mönch abermals das Kloster verlassen, um fortan frei im Kleide des Weltpriesters in der Welt umherzustreifen. Wie wenig Anstoss man an solchem Entlaufen nahm, folgt daraus, dass Rabelais' Freunde, Männer in hohen kirchlichen und weltlichen Ämtern, ihn ungescheut und unbehindert in ihren Schlössern aufnehmen können. Während der nächsten Jahre hält sich Rabelais in Paris und den grösseren Städten Frankreichs auf, noch immer erweitert sich der Kreis seiner Studien, 1537 wird er in Montpellier zum Doctor der Medicin promoviert, nachdem er schon lange vorher als Arzt in Lyon thätig gewesen. Diese Stadt, damals der Mittelpunkt des Buchhandels, übte grosse Anziehungskraft auf ihn aus, hier fand er Verleger für seine Schriften, die er in griechischer, lateinischer, italienischer und französischer Sprache veröffentlichte. Als Lektüre für seine Patienten hatte er 1532 einen älteren, mittelmässigen Volksroman: „Les grands et inestimables chroniques du grand et énorme géant Gargantua" neu herausgegeben. Da dies Machwerk viel begehrt wurde, schrieb er dann eine Fortsetzung desselben: „Les horribles et espouvantables faits et prouesses du très renommé Pantagruel, roy des Dipsodes, fils du grand géant Gargantua composez nouvellement par maitre Alcofribas Nasier", das zweite Buch des jetzt vorliegenden Werkes. 1535 liess er dann eine Umarbeitung des oben erwähnten Volksromans, das jetzige erste Buch unter dem Titel: „La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par l'abstracteur de quinte essence" folgen. Diese Werke machten ihn bald in ganz Frankreich berühmt, trugen ihm aber auch sofort die Verfolgung der Sorbonne, der theologischen Fakultät der Pariser Universität, ein. Noch vor dem Erscheinen des Romans hatte Rabelais den zweiten der Brüder du Bellay nach Rom begleitet, 1535 befand er sich abermals im Gefolge des Gesandten, der ihm die Absolution des Pabstes erwirkte. Nach der Rückkehr in die Heimat wurde ihm ein neuer Beweis der Gunst seines Schützers, indem ihn dieser zum Kanonikus der säcularisierten Benedictinerabtei S. Maure bei Paris ernannte und ihn Jahre lang im engsten Verkehr auf seinem Schlosse bei sich behielt, bis Rabelais als Arzt in die Dienste des älteren der Brüder, des Vicekönigs von Piemont, trat. In dieser Stellung verblieb er, bis ein früher Tod dem Leben dieses thätigen und tapferen Soldaten ein Ziel setzte, dem er im dritten und vierten Buche des Pantagruel einen ehrenden Nachruf gewidmet hat. Damals stand die Sonne des Glücks am höchsten für Rabelais. Klug und gewandt im Verkehr mit den Grossen, selbst ein halber Diplomat, wagte er doch wiederum offen und keck seine Meinung zu äussern zu einer Zeit, wo es nicht mehr ganz ungefährlich war, alles zu sagen, was man dachte. Nicht wie zu Swifts Zeit mit dem Verlust der Ohren, sondern mit dem Leben bezahlten damals manche von Rabelais' berühmten Freunden ihren Freimut, so Berquin, Dubourg, Caturce, Rabelais' Verleger Dolet, die auf dem Scheiterhaufen endeten, während Marot nach dreimaliger Kerkerhaft im Exil starb. Rabelais bleibt, trotzdem seine Schriften vielfach Anstoss erregten, dennoch der Freund von Fürsten und Prälaten, durch ihre Vermittlung erhält er das königliche Privileg für das dritte Buch seines Romans, das er 1546, diesmal unter seinem Namen, herausgeben darf. Trotzdem erfolgt sofort wieder das Censurverbot der Sorbonne, die den Verfasser direkt beim König anzuschwärzen sucht. Man sagt, dass Franz sich von seinem Vorleser, dem Rabelais gleichfalls befreundeten Bischof von Tulle, das Buch habe vorlesen lassen und dass der gegen alle Ketzerei sonst

sehr argwöhnische Fürst herzlich bei der Lektüre gelacht habe. Das Censurverbot musste nun aufgehoben werden, als aber Franz schon im folgenden Jahre starb, fühlte sich der Dichter so wenig sicher, dass er sogleich nach Metz entfloh. Damals hatte auch sein Beschützer, der Cardinal du Bellay, Frankreich den Rücken gekehrt, wo unter Heinrich III. die Macht an den Cardinal von Lothringen überging. Im Jahre 1549 trafen die Schicksalsgenossen in Rom zusammen, um bald darauf, nachdem die Versöhnung mit den Guisen gelungen, gemeinsam in die Heimat zurückzukehren. Rabelais erhielt nicht nur ein neues königliches Privileg, sondern wurde sogar vom Cardinal zum Curé von Meudon ernannt, was nicht ohne die direkte Zustimmung der Guisen geschehen sein kann, unter deren Patronat die Pfarre stand. Wiewohl Rabelais nun häufig als Gast auf dem Schlosse seines Patrons weilt, muss doch seine Anstellung den Frommen ein Stein des Anstosses gewesen sein, als eine Konzession an die öffentliche Meinung ist es vielleicht anzusehen, wenn er nach zwei Jahren alle seine geistlichen Ämter niederlegt. Dafür durfte er aber das vierte Buch seines Romans erscheinen lassen, das wiederum, dem königlichen Privileg zum Trotz, von der Sorbonne verboten wurde, was sich bei dem aggressiven Charakter desselben wohl begreifen lässt. Auf Rabelais' Beschwerde musste der Verkauf wieder freigegeben werden, seinen Triumph hat der Verfasser nicht mehr lange genossen, etwa 60 Jahre alt, ist er wahrscheinlich 1553 in Paris gestorben. Erst 1564 erschien als Schluss seines Werkes das fünfte Buch, zu dem Rabelais wohl Material hinterlassen haben mag, das aber in der vorliegenden Gestalt gar nicht von ihm geschrieben sein kann. Der Name des Verfassers ist nie bekannt geworden.

Es ist bezeichnend für das Wesen des französischen Volksgeistes, dass die Reaktion gegen das Mittelalter durch diesen entlaufenen Mönch erfolgte, der seiner kranken Zeit als Heilmittel eine ungeheure Dosis Spott verschreibt. Ihn hat das französische Volk immer als seinesgleichen anerkannt, während es eine Natur wie Calvin nicht verstehen wollte und diesen, wie seine Anhänger als ein ihm fremdes Element ausstiess.

Mag uns Deutschen ein Charakter wie Rabelais schwer verständlich erscheinen, so werden wir bei tieferem Eindringen in sein Wesen finden, dass doch sehr viel Ernst unter all dem krausen Zeuge in seinem Werke verborgen liegt, dass man dem Dichter glauben darf, wenn er es uns selbst in seiner Vorrede versichert. Unter den Humanisten in Frankreich vertritt gerade er am schärfsten das reformatorische Element, so ungleich er auch sonst unserem Luther sein mag, er hat nicht bloss niederreissen wollen, was morsch geworden, sondern es war ihm wirklich darum zu thun, beim Wiederaufbau der neuen Zeit mitzuhelfen.

Wie Swift wählt auch er als Rahmen seiner Satire die Form einer damals beliebten Romangattung, der Ritter- und Amadisromane, als deren Parodie sein Gargantua gelten soll, in der Komposition verfällt der Dichter freilich oft genug in die Fehler seiner Vorgänger, die er verspotten will. Der Roman schildert das Leben zweier Könige aus Riesengeschlecht im Lande Utopien. Ab ovo beginnend, berichtet Rabelais aufs genaueste die wundbare Geburt, wie die erste Kindheit seiner Helden. Gargantua, der Sohn Grandgousiers, hat kaum das Licht der Welt erblickt, als er schon den Ruf: à boire! mit solcher Kraft ausstösst, dass dem erstaunten Vater die Worte: „Que grand tu as!" (sc. le gousier) entfahren, wonach das Kind seinen Namen erhält. 17903 Kühe reichen gerade aus, um für Gargantua die nötige Milch zu liefern, in einem von Ochsen gezogenen Wägelchen verträumt er seine ersten Lebenstage. Früh schon entdeckt der Alte des Sohnes Geist und bestellt ihm als Erzieher den Sophisten Thubal Holofernes, dem es auch gelingt, seinem Schüler in fünf Jahren das ABC, in weiteren dreizehn Jahren die Kunst des Schreibens beizubringen. Die ganze Frucht seiner Erziehung zu erleben, ist dem Lehrer aber nicht beschieden, doch findet sich ein Ersatz in Maitre Jobelin Bridé, der noch eine Weile im alten Geleis fortfährt, bis Grandgousier endlich findet, dass sein Sohn bei allem Studieren täglich dummer wird. Als man ihm nun eines Tages einen nach neuer Methode wohlunterrichteten jungen Mann Eudemon vorführt, gegen den Gargantua natürlich sehr

abfällt, jagt er den Sophisten zum Teufel und übergiebt Gargantua Eudemons Lehrer Ponokrates. In Paris soll seine Erziehung vollendet werden. Auf seiner ungeheuren afrikanischen Mähre sitzend, bricht der Königssohn nach der Hauptstadt auf. In Rabelais' Quelle findet sich bereits die Erzählung, wie das Tier, in einem dichten Walde von Stechfliegen geplagt, diese mit einigen Schlägen seines Schwanzes verjagen will, dabei aber den ganzen Wald wegfegt. So entsteht die heutige Beauce, denn Gargantua, über den Vorfall sehr belustigt, sagt dabei: „Je trouve beau ce!" Im Volksmunde lebte auch schon die Schilderung von Gargantuas Einzug in Paris, wo sich der Riese zum Ausruhen auf die Türme von Notre Dame setzt und zuletzt die grossen Glocken abnimmt, um sie seinem Rosse um den Hals zu hängen. Erst der Beredtsamkeit des Mitglieds der Sorbonne, Maître Janotus de Bragmardo, gelingt es, ihn zur Herausgabe seines Raubes zu bewegen. Als der Fremdling vom neugierigen Pöbel zu sehr belästigt wird, entledigt er sich der Gaffer auf dieselbe Weise, wie Gulliver in Liliput den Brand löscht, wobei 260148 ertrinken, „ohne die Frauen und Kinder".

Um die Verdummungsmethode der Sophisten kennen zu lernen und den Charakter seines Zöglings zu prüfen, überlässt es Ponokrates anfangs Gargantua, den Tag zuzubringen, wie er es gewohnt ist. Entsprechend der Lehre des Psalmisten: „Vanum est vobis ante lucem surgere", erhebt sich Gargantua nie vor neun Uhr aus den Federn. Im bequemen Schlafrock setzt er sich hierauf zum Frühstück nieder, das uns wie die Mahlzeiten der Riesen in Brobdignag geschildert wird. Hierauf hört er in der Kirche zwanzig Messen und darüber und studiert endlich auch eine kleine halbe Stunde. Doch sind hierbei nur seine Augen auf das Buch gerichtet, seine Seele ist schon in der Küche. Denn noch steht ja das Hauptwerk des Tages, das Mittagsmahl, bevor. Dutzende von Schinken, Ochsenzungen und Würsten sieht man da in seinem Munde verschwinden, den Senf müssen ihm zwei seiner Leute mit Schaufeln einschütten! Ein guter Trunk darf natürlich auch nicht fehlen, hatten ihm seine alten Lehrer doch die Verse eingeprägt: „Lever matin n'est point bonheur, Boire matin est le meilleur!" Nach dem Essen folgen Karten- und Würfelspiele, Rabelais führt bei dieser Gelegenheit über 200 namentlich auf! Durch ein mehrstündiges Mittagsschläfchen stärkt sich der Jüngling zu neuem Studium — eine halbe Stunde wie am Vormittag — dann folgt ein Spazierritt, bis man sich wieder in die Küche verfügt, um nach dem Abendessen zu sehen.

Diesem Schlaraffenleben macht nun Ponokrates schleunigst ein Ende. Jeden Morgen um vier Uhr wird Gargantua aus dem Bett geholt, frottiert und säuberlich angekleidet. Dann beginnt der Unterricht mit Gebet und Bibellesen. Rabelais ist ein grosser Freund des Repetierens und Memorierens, noch während der Toilette wird das Pensum des vorigen Tages wiederholt. An die drei Unterrichtsstunden schliessen sich körperliche Übungen ohne strengen Regelzwang (also Turnspiele!) als wirkliche Erholung nach der geistigen Anstrengung; danach geht man spazieren bis Mittag. An der Mittagstafel soll der Appetit mit ausreichender Kost aber in massvoller Weise gestillt werden, heitere und ernste Gespräche würzen das Mahl, an das sich Gesang und Saitenspiel schliessen. Alle Hazardspiele sind streng verpönt, nur Kartenkunststücke und Unterhaltungsspiele gestattet. Am Nachmittag wird der Unterricht wieder drei Stunden lang fortgesetzt, neben dem Studium der Sprachen stehen noch Geometrie, Physik, Astronomie, Botanik auf dem Lehrplan. Reiten und Fechtübungen, Jagen, Turnen, Schwimmen und allerlei Wassersport beschliessen den Tag. Die Abendmahlzeit darf reichlicher sein als das Mittagessen, um für alle den Tag über verbrauchten Kräfte Ersatz zu schaffen. Nicht zu spät begiebt sich Ponokrates' Zögling zur Ruhe, nachdem er dem Schöpfer für alle Gaben und Wohlthaten gedankt und sich seinem Schutze empfohlen hat.

Dieser ausführliche Bericht über Rabelais' Erziehungsmethode mag in einem Schulprogramm um so eher gestattet sein, als daraus ersichtlich wird, wie es dem Dichter mit der Jugenderziehung heiliger Ernst ist, keine Witzelei unterbricht hier die Erörterung.

Aus den so schön begonnenen Studien wird Gargantua plötzlich durch eine Hiobspost herausgerissen. Sein Vater ist von dem König des Nachbarreiches, Picrochole, mit Heeresmacht überfallen, und da alle Bemühungen des friedliebenden Herrschers, den Feind zum Abzug zu bewegen, gescheitert sind, muss Gargantua ihn mit Gewalt vertreiben helfen. Dem jungen Riesen, der, mit einem ausgerissenen Eichbaum bewaffnet, die feindlichen Stellungen nimmt, hält natürlich Niemand Stand. Wenn ihm die Kugeln um die Ohren fliegen, verlangt er nach einem Weidenbüschel, um die lästigen Fliegen zu verjagen, am Abend nach der Schlacht kämmt er mit einem Kamm aus Elephantenzähnen sich die Kugeln dutzendweise aus seinem dichten Haar! Der besiegte Picrochole verliert zur Strafe die Krone, die seinem Sohne übertragen wird, seine Anhänger werden aber geschont, da Grandgousier alles unnütze Blutvergiessen verabscheut. „Andere", sagt der Dichter wohl mit Anspielung auf das Schicksal Franz I. nach Pavia, „Könige oder Kaiser, mögen sie sich auch katholisch nennen, hätten ihn wohl schlechter behandelt, ihn eingekerkert oder ein hartes Lösegeld zahlen lassen".

Was die Riesen beim Siegesmahl vertilgen, braucht nicht erst gesagt zu werden, hätte doch Gargantua im Salat beinahe sechs Pilger verspeist, die aber zum Glück in einem hohlen Zahne stecken bleiben und herausgeholt werden. Nach dem Siege werden die Getreuen gebührend belohnt, vor allen der tapferste unter ihnen, ein Mönch der Abtei Seville, Bruder Jean des Entommeurs, (von Regis treffend „Jan Kopffleisch" übersetzt) der, Harnisch und Wehr verschmähend, nur mit seinem Kreuzesstock dareingehauen hat. Für ihn lässt Gargantua die Abtei Thélème bauen, da Jean sich weigert, Abt eines Mönchsklosters zu werden. In Thélème, einer Art Erziehungsanstalt für die Elite der Gesellschaft, stellt Rabelais das direkte Widerspiel klösterlichen Zwanges auf; während im Kloster die Geschlechter streng geschieden sind, werden in Thélème Jünglinge im Alter von 12—18 Jahren und Mädchen im Alter von 10—15 Jahren aufgenommen, um in allen Ehren gemeinsam erzogen zu werden. Der am Eingang der Abtei stehende Wahlspruch: „Fay ce que tu voudras", ist von Rabelais genau im Sinne des Götheschen: „Erlaubt ist, was gefällt", gemeint, auch die weitere Bestimmung: „Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an", trifft bei Rabelais zu, („Le tout était fait selon l'arbitre des dames") auffallend genug bei dem sonst wenig galanten Schelm. In ächt französischem Sinne ist die Ehre Richtschnur für alle. Beim Austritt aus Thélème ist die Ehe zwischen den jungen Leuten, die sich hinreichend kennen gelernt haben, das erwünschte Ziel. Die Anstalt ist ein Institut von ganz aristokratischem Zuschnitt, die Insassen der prächtigen Hallen und Gärten brauchen nicht zu arbeiten, für die niederen Dienstleistungen sind untergeordnete Leute da, zur Erhaltung der Anstalt zahlen die Mitglieder ihren Beitrag. Das Ganze ist vom Dichter kaum ernstlich gemeint, sondern mehr ein Spiel der Phantasie, ein schöner Traum, den er der Wirklichkeit, dem zuchtlosen Treiben in den Mönchs- und Nonnenklöstern jener Zeit, als ein Idealbild gegenüberstellt. Übrigens spielt der ungeschlachtete, wenn auch brave Bruder Jean, der seine Reden gewohnheitsmässig mit den derbsten Flüchen und Schwüren zu schmücken pflegt, als Vorsteher dieses aristokratischen Instituts eine gar absonderliche Rolle.

Im zweiten Buche finden wir Gargantua als Nachfolger Grandgousiers wieder. Sein Sohn ist Pantagruel, der schon in der Wiege den Vater an Körpergrösse und Appetit noch zu übertreffen scheint. Mit Ketten muss das Kind in seinem Bette festgebunden werden, hatte es sich doch eines Tages an eine seiner 40000 Milchkühe gemacht und das Tier schon halb verzehrt, ehe noch die Wärterinnen dazwischen treten konnten. Als man den jungen Riesen bei Gelegenheit eines Festes vernachlässigt, tritt er das Fussende des Bettes durch und erscheint mit der angeketteten Bettlade auf dem Rücken unter den Gästen, um seinen Teil an der Mahlzeit zu fordern. Nach solcher Leistung braucht er nicht mehr in die Wiege zurück und zerschlägt sie im Zorn mit der Faust. Zum Jüngling herangewachsen, besucht er mit seinem Erzieher Epistemon verschiedene französische Universitäten, schliesslich auch Paris. Hier macht er die Bekanntschaft des Erzschelms Panurg, (das Prototyp zu Sancho Pansa und Scapin) den er wegen seiner angenehmen Manieren unter sein Gefolge aufnimmt.

Halb verhungert und verkommen, erzählt Panurg den Roman seines Lebens, wie er, schon halb am Spiesse gebraten, den Türken durch seine Schlauheit entronnen ist; kein Wunder, meint Bruder Jean, da ihm sicher ein anderes Ende als durch Feuer oder Wasser bevorsteht. Im Grunde eine gemeine Natur, Schlemmer und Feigling, ist Panurg „au demeurant le meilleur fils du monde", es zeugt für das Darstellungstalent des Dichters, dass er eine derartige Figur poetisch erträglich zu machen versteht. Seine Streiche füllen einen grossen Teil des Romans, so dass er von jetzt an fast als der eigentliche Held anzusehen ist. Der Schluss wiederholt ganz den Ausgang des ersten Buches, auch Pantagruel wird plötzlich abberufen, um sein Vaterland aus den Händen der Feinde zu befreien. Er besiegt die Eindringlinge in schweren Kämpfen, wobei seine Thaten wiederum alles übertreffen, was sein Vater früher geleistet. Pantagruel bewaffnet sich zuerst mit dem Mastbaum seines Schiffes, als ihm dieser in den Händen zerbricht, benutzt er den Körper des erschlagenen Riesen Loupgarou, um damit gegen dessen Gefolgschaft loszuschlagen; alles absichtliche Übertreibungen der bekannten Ritterromane. Nach der Schlacht finden die Genossen den Körper Epistemons, dem das Haupt abgeschlagen, doch weiss sich der findige Panurg zu helfen, flugs näht er den Kopf wieder am Rumpfe fest. So kommt Epistemon wieder zu sich, — von dem ganzen Unfall behält er nur einen trockenen Husten — und berichtet, wie er sich inzwischen in der Unterwelt sehr gut unterhalten hat. Rabelais' Hölle hat nichts von Dantes Schrecken, sogar seine Teufel sind gute Gesellen. Die Strafen für die grossen Verbrecher bestehen einfach darin, dass sie wie gewöhnliche Sterbliche in niedriger Arbeit ihren Unterhalt verdienen müssen; also ganz nach dem Spruche: „Die Ersten werden die Letzten sein". So sieht Epistemon Alexander den Grossen als Schuhflicker, Cyrus als Kuhhirten, Hannibal als Eierhändler, von drei Päbsten ist der eine Rattenfänger geworden. Dagegen leben die Philosophen im Purpur, Diogenes bezahlt Alexander für seine Schuhe mit Stockschlägen, Epitect schenkt dem bettelnden Cyrus einen Thaler, den ihm aber die anderen Könige mit Gewalt wieder abnehmen.

Je länger die folgenden Bücher werden, desto weitschweifiger die Berichte der einzelnen Abenteuer und Episoden, manchmal ist kaum noch der Faden einer fortlaufenden Erzählung zu erkennen. Im dritten Buche dreht sich alles um die wichtige Frage, ob Panurg heiraten soll oder nicht, nachdem alle möglichen gelehrten Autoritäten befragt sind, beschliesst man, die Entscheidung des Orakels der Dive Bouteille einzuholen. Die Genossen landen auf ihrer Fahrt an allerlei Inseln, eine bequeme Form für den Dichter, seine Satire einzukleiden. So schildert er auf der Insel Procuration das Treiben der Advocaten, der Chicanous, wie er sie nennt. Hier finden die Fremden keinen gastlichen Empfang, nur mit vielen schönen Worten werden sie abgespeist. Die Chicanous fristen ihr Leben, indem sie sich für Geld prügeln lassen, für zwanzig Thaler finden die Reisenden einen Insulaner, der sich von Bruder Jean windelweich schlagen lässt; als man an einem anderen das Experiment wiederholen will, bietet sich der erste Mann noch einmal für den halben Preis an! Bei dieser Gelegenheit wird die Episode des Seigneur de Basché eingeflochten, der, von Bütteln und Gerichtsdienern arg belästigt, auf den Ausweg verfällt, jedesmal zwei seiner Leute zum Schein copulieren zu lassen. Bei der Hochzeitsfeier setzt es dann nach altem Brauch derbe Schläge, und so kühlen alle ihr Mütchen an den nichtsahnenden Chicanous, die, halb zum Krüppel geschlagen, das Weite suchen und sich noch für freundliche Bewirtung bedanken müssen. Nachdem drei dieser Unglücklichen dasselbe Schicksal erfahren haben, wagt keiner mehr, das Schloss zu betreten. Dieser Schwank wird mit überwältigender Komik durchgeführt. Die geschickte Art, wie Rabelais trotz der dreimaligen Wiederholung Abwechselung in die Erzählung bringt, lässt keine Langeweile beim Leser aufkommen. Höchstens wird für unser Gefühl der Scherz etwas weit getrieben, wie auch der ernste Pantagruel am Schluss bemerkt, dass eigentlich doch der habsüchtige Abt, in dessen Auftrage die Gerichtsdiener erscheinen, die Schläge verdient habe.

Weiter führt diese Odyssee uns von der Insel der Papefigues (der Reformierten) zur Insel des Papimanen, der Pabstanbeter. Diese letzteren empfangen alle Fremden mit

der Frage, ob sie IHN gesehen, den Gott auf Erden, den sie mit Inbrunst wie einen zweiten Messias erwarten. Als sie hören, dass unsere Reisenden in Rom gewesen, zieht die ganze Bevölkerung, der Bischof Homenaz an der Spitze, ihnen entgegen, um ihnen die Füsse zu küssen. Auch der Schulmeister mit seiner Schar fehlt nicht im Zuge und prügelt seine Zöglinge derartig, dass sich der weichherzige Pantagruel endlich ins Mittel legt; die Buben sollen sich nämlich stets dieses denkwürdigen Tages erinnern. Die Inselbewohner kennen nur ein Gesetzbuch, die heiligen Dekretalen, die ihnen von Engelshand überbracht und in ihrer Kirche aufgehängt sind, nur die auserwählten Fremdlinge werden gewürdigt, es zu berühren. Noch ein anderes Heiltum zeigt ihnen Homenaz, indem er den schützenden Vorhang vom Bilde eines Pabstes wegzieht und ihnen den Stab, mit dem er es berührt, zum Kusse hinhält. Die Reisenden machen sich freilich wenig aus diesen Ehrenbezeigungen, hänseln vielmehr den fanatischen, sehr beschränkten Bischof weidlich, indem sie ihm angebliche Wunder zum Lobe der Dekretalen erzählen. Homenaz hört sie gutgläubig an, „ich sehe", sagt er, „ihr seid wahre Christen!" Von der Kirche geht es, nach dem Gebot der Dekretalen, gleich in die Schenke, wo man die Fremden aufs beste bewirtet.

Nie lässt Rabelais eine Gelegenheit vorübergehen, den Mönchen etwas am Zeuge zu flicken. Als man auf dem Meere einem Schiff mit Klerikern, die auf der Fahrt zum Tridentiner Concil begriffen sind, begegnet, sieht dies Panurg entzückt als ein gutes Omen an, aber sein Glaube wird grausam getäuscht, denn bald darauf bricht ein furchtbarer Sturm los; nur wenig hätte gefehlt, so wäre das Schiff mit Mann und Maus untergegangen. Die Schilderung dieses Sturms gehört zu dem Besten, was der Dichter geschrieben, in dramatischer Anschaulichkeit zeigt er, wie die Reisenden sich angesichts des drohenden Todes benehmen, das Jammerbild des Feiglings Panurg ist von hinreissender, komischer Wirkung.

Im letzten Buche führt der Fortsetzer Rabelais' die Genossen endlich an das gesuchte Ziel; das Orakel der Dive Bouteille lautet ziemlich dunkel: „Trincq!" Unter den Episoden stechen noch einige hervor, die in manchen Zügen des Dichters Hand verraten könnten, doch zeichnet sich die Satire durch einen bittern, beissenden Hohn aus, der in solcher Schärfe vorher nie hervortrat.

So in der Beschreibung der Isle Sormante, einer Satire auf die römische Hierarchie. Auf dieser Insel, von der fortwährendes Glockenläuten und Psalmodieren gehört wird, wohnen seltene Vögel, wie die Reisenden vom Aedituus erfahren, er nennt sie monagaux und monagesses, abbegaux, abbegesses, evesgaux u. s. w. Ohne diese Belehrung hätte man sie für Menschen halten können, sie wohnen in prächtigen Käfigen, essen und trinken wie Menschen. An ihrer Spitze steht ein papegau, wovon die Natur immer nur ein Exemplar hervorbringt; es gilt für die grösste Calamität, wenn einmal ihrer zwei gefunden werden sollten. Sie ergänzen sich aus allen bresthaften Kindern der Erde, sind aber heilig und unverletzlich. Wie Panurg nach einem Stein greift, um einen dicken, schläfrigen evesgau zum Singen zu bringen, fällt ihm der Thürhüter entsetzt in den Arm: „Du magst Kaiser und Könige töten", ruft er ihm zu, „und doch Verzeihung dafür erhalten, aber hüte dich, einen dieser Vögel anzutasten, wenn du nicht dich und deine ganze Familie, selbst die Toten und die noch Ungeborenen, in's Verderben stürzen willst!" Von dieser Insel gelangen die Genossen in das Reich Grippeminauds, des Erzherzogs der Chats-fourrés, der sie verhaften und vor seinen Richterstuhl führen lässt. Dieses abscheuliche Ungeheuer, an Hässlichkeit der Chimaera oder dem Höllenhund gleichkommend, legt ihnen ein Rätsel vor, dessen Lösung Panurg glücklich findet. Die vielen in Grippeminauds Rede eingestreuten Or ça übersetzt er richtig mit c'est l'or und wirft dem geldgierigen Gesindel zum Schluss eine goldgespickte Börse hin, worauf man die Fremden ungekränkt entlässt — das Ganze eine bissige Verspottung der feilen Richter. Die letzte Station vor dem Orakel ist das

Land der „Quinte-Essence, der Königin von Entéléchie, einer achtzehnhundertjährigen jungen Dame“, die mit ihrem Hofstaate nie gesehene Wunder verrichtet, Alte wieder jung macht, alle möglichen Krankheiten heilt, Mohren weiss waschen, Trauben von den Disteln lesen kann.

Man fragt sich wohl, wie nach solchen Angriffen auf die ehrwürdigsten Institutionen seiner Zeit Rabelais bis an sein Lebensende unbehelligt bleiben konnte, ob er sich nicht dadurch Todfeinde geschaffen haben muss, die ihn hätten bei Seite schaffen können, wie so manchen der ihnen unbequemen und verhassten Neuerer.

Doch hat es Rabelais zum Schutze gereicht, dass seine Satire, bei aller Schärfe, doch niemals persönlich wird. Greift er auch einzelne Stände wie die Mönche, die Richter, die Theologen der Sorbonne an, so giebt er sich stets den Anschein, nur die schlechten Elemente darunter zu treffen; die besseren brauchten sich dadurch nicht verletzt fühlen und sahen vielleicht mit geheimer Schadenfreude zu, wie ein Anderer den Finger auf offene Wunden legte, die doch nicht mehr zu verhehlen waren. Wenn Rabelais endlich kirchliche Missbräuche geisselt, so ist seine Tonart, verglichen mit der vieler anderer mittelalterlichen Streitschriften, gar keine übermässig starke zu nennen — vom fünften Buch wird hierbei immer abzusehen sein. Solcher Angriffe hatte die Kirche bisher schon viele erfahren, ohne Schaden zu nehmen. Erst die überall emporwachsende Ketzerei machte manche Stellen des Werkes bedenklich und veranlasste den Dichter, in späteren Ausgaben alles zu tilgen, was als eine Verspottung der katholischen Dogmen erscheinen konnte. Ferner kommt ihm zu statten, dass er stets ausdrücklich seine Rechtgläubigkeit versichert und Calvin mit seinen Anhängern durchaus nicht mit seinen Angriffen verschont, jene hätten denn auch den „blasphemischen Mönch“ am liebsten auf dem Scheiterhaufen gesehen. Doch können ihn seine Zeitgenossen nicht alle für den gottlosen Atheisten gehalten haben, zu dem ihn die spätere Legende macht, wie hätte er sonst der Freund so vieler hochgestellter Prälaten bleiben, im Schloss des fanatischen Guise aus- und eingehen können! Immerhin stand vieles in seinem Werke, was für strenggläubige Katholiken und namentlich für die Sorbonne, jene Hüterin der Rechtgläubigkeit, geradezu eine Herausforderung bedeutete! Sind es doch ganz reformatorische Ideen — so selbstverständlich sie uns erscheinen — wenn Ponocrates seinen Zögling fleissig in der Bibel lesen lassen will, wenn Bruder Jean gegen die endlosen Pilgerfahrten und die Verehrung der Heiligen eifert, von denen man sich Hülfe verspricht, wenn er das gedankenlose Plappern der Mönche beim Beten verdammt. Es hiess Rom an der empfindlichsten Stelle treffen, wenn Rabelais einmal die grossen Summen herzählt, die alljährlich Frankreich, „l'unique nourrice de la cour romaine“, an den Pabst liefert. Wurde der Dichter auch gelegentlich in seinem Bestreben vom König und dem national gesinnten Klerus unterstützt, — es gab Zeiten, wo Franz seinen Unterthanen geradezu verbot, Geld nach Rom zu schicken — so konnte sich der Wind bald wieder drehen, und Rom war wenig geneigt, derartige Eingriffe eines Geistlichen zu vergessen. Aber Rabelais liess bei aller Kühnheit die Vorsicht nicht ausser Acht.

Es war für ihn ein Gebot der Selbsterhaltung, dass er sich in seinem Kampfe gegen Rom nicht der einzigen Stütze, des Königtums, beraubte. Mit grossem Wohlwollen sind im Romane die drei Riesen behandelt, der patriarchalische, friedliebende Grandgousier, der kluge Gargantua, der massvolle, besonnene Pantagruel, an denen die Zeitgenossen Züge der französischen Herrscher von Ludwig XII. bis Heinrich III. erkennen wollten. Man braucht Rabelais nicht für einen Schmeichler zu halten, weil er jene Figuren mit dem Nimbus fürstlicher Hoheit bekleidete. Für einen guten Franzosen, der unser Dichter war, musste damals das Königtum der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht sein. Den Königen war es gelungen, die kleinen Tyrannen zu unterdrücken, im Reiche nach langem Elend feste Ordnung herzustellen. Wenn auch in den letzten Jahren von Franz I. Regierung, dessen innere Politik dem Lande nicht zum Segen gereichte, sich manche Missstände fühlbar

machten, so hatte der ritterliche Fürst dadurch noch nichts von seiner Popularität eingebüsst. Es war ein Glück für Rabelais, dass er am Könige einen besonderen Rückhalt gegen die Sorbonne hatte, den einzigen Feind, den er wirklich fürchtete und hasste. „Die Erde trägt keine böseren Menschen als Euch", lässt er seinen Janotus de Bragmardo sagen, als er mit den Genossen in Streit geraten ist. Sie sind die Dunkelmänner jener Zeit, die am liebsten klassisches Studium und Buchdruckerkunst ganz unterdrückt hätten. Auch Franz mochte diese dummstolzen Fanatiker nicht leiden und hatte auf Budaeus' Betreiben gegen sie das Collége Royal, das heutige Collége de France, gegründet. Prächtig malt Rabelais den Dünkel dieser Leute in der Figur des Janotus, der im feierlichen Aufzuge einherschreitet, drei Büttel voran und sechs „maîtres inertes" (maîtres ès arts) hinter sich. Janotus' schwülstige Rede unterbricht schliesslich das homerische Gelächter des ganzen Auditoriums. Hier wird nun der alles verklärende Humor des Dichters so recht offenbar. Anstatt den Redner verlegen schweigen oder aus dem Concept kommen zu lassen, muss dieser herzhaft in das allgemeine Gelächter einstimmen und zieht, reich beschenkt, ohne Groll von dannen.

Als lachender Philosoph bekennt sich Rabelais selbst, für ihn ist, wie für Swift, die ganze Welt ein Narrenhaus, aber ein lustiges; von der allgemeinen Narrheit nimmt er Niemand, am allerwenigsten sich selbst, aus. Ein solcher Schalk wird die Lacher immer auf seiner Seite haben, er darf sich, namentlich bei einem Volke, wie es die Franzosen sind, manches erlauben, was man einem anderen nicht so leicht verzeihen würde.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, den Kommentatoren nachzugehen, die sich von jeher bemüht haben, Parallelen zwischen den Begebenheiten des Romans und historischen Vorgängen zu finden. Für den unbefangenen Leser ist es klar, dass Rabelais seine Satire nicht wie Swift gegen bestimmte Persönlichkeiten gerichtet hat, macht er sich doch selbst über solche Deutungsversuche lustig! Um sogar den Schein derartiger persönlicher Angriffe zu meiden, hat er in späteren Ausgaben des Romans viele Stellen getilgt, die als eine Verspottung des Königtums oder der Sorbonne angesehen werden konnten, in seiner Vorsicht hat er selbst das Wort „Sorbonne", sowie alle Ableitungen getilgt. Er war nicht aus dem Holz, aus dem man Märtyrer schnitzt, seine Meinung will er zwar aufrecht erhalten, aber nur „bis zum Feuer exclusive!" (Prolog, Buch II.)

Wenn er in seinem Werke gelegentlich manche Namen von Bekannten aufführt, so geschieht dies teils in lobender Absicht, teils um sich einen harmlosen Scherz zu gestatten, der Niemand ernstlich verletzt haben kann. Direkte politische Anspielungen, wie die Nennung des Fayole, des vierten Königs von Numidien, der Gargantua die grosse Stute übersendet, sind äusserst selten. Hierin steckt allerdings eine Anspielung auf Diana von Poitiers, deren Ehemann der vierte Seneschall der Normandie und Herr von Fayole in der Auvergne war.

Was von seinem vorsichtigen Auftreten den Mächtigen der Erde gegenüber gesagt ist, gilt in gewissem Grade von seiner Satire überhaupt. Bei aller Masslosigkeit des Ausdrucks steckt in seinen übermütigen Angriffen — vom fünften Buche abgesehen — immer ein Stück gutartigen Humors, der die Angegriffenen nie in dem Masse erbittert haben kann, als etwa Swifts Gegner dessen eisiger Hohn. Dieser trifft seine Feinde mit vergifteten Waffen, Rabelais teilt wie der Narr im Mummenschanz mit seiner Pritsche laut schallende, aber unschädliche Streiche aus. Zieht er gegen die Juristen zu Felde, so geisselt er mehr ihre Beschränktheit, ihren Formalismus, als dass er, wie Swift, ihnen geradezu Bestechlichkeit und Böswilligkeit vorwirft.

Mit welchem Humor ist der gute, alte Richter Bridoye gezeichnet, der, so lange er im Amte ist, bei allen Prozessen die Würfel entscheiden lässt. Ist dies doch die beste und gerechteste Art der Lösung, da Niemand durch den Aktenwust sich hindurcharbeiten kann, nicht einmal der wegen seiner salomonischen Weisheit gepriesene Pantagruel.

Letzterer hat nun den guten Alten vor der höheren Instanz zu verteidigen. Bridoye begreift freilich gar nicht, was man ihm vorzuwerfen hat, er ist doch nur verfahren, wie alle anderen auch, (der Refrain seiner Rede ist: „comme vous autres“) bei seinen schwachen Augen, könne er sich höchstens beim Zählen der Würfelaugen einmal geirrt haben! Auf die Frage des Vorsitzenden, wozu er denn überhaupt noch Akten nötig habe, antwortet er treuherzig: 1. pro forma, 2. der Gesundheit wegen, die aus Mangel an Beschäftigung leiden könne, 3. um Zeit zu gewinnen, denn schon oft sei den streitenden Parteien mit dem Geld auch die Lust zum Prozessieren vergangen und so eine Einigung zu Stande gekommen. Indem Pantagruel die frühere gute Amtsführung Bridoyes geltend macht, setzt er endlich dessen Freisprechung durch, boshaft bemerkt er, dass doch sonst des Alten Urteile immer die Billigung der oberen Instanzen gefunden hätten — dabei waren aber alle auf dieselbe ominöse Weise zu Stande gekommen!

Während Rabelais sich so begnügt, dem Bilde der wägenden Themis als neues Attribut den Würfelbecher in die Hand zu spielen, kommen bei Swift die Richter viel schlechter fort. Ihr Geschäft, sagt er, sei, aus weiss schwarz und aus schwarz weiss zu machen; so seien sie mit der Zeit so verderbt geworden, dass sie am liebsten Recht in Unrecht verkehren. Als Gegenstück zu Rabelais' Satire sei die Anweisung angeführt, wie man, nach Swift, am besten einen Prozess gewinnen kann. Will mir Jemand meine Kuh rauben, so lässt er Gulliver dem staunenden Houyhnhm erklären, so kann ich dies nur hindern, indem ich sogleich einen Advocaten annehme. Da dieser aber hauptsachlich darauf vorbereitet ist, Schurken aus der Affaire zu helfen, so bin ich als der wirkliche Eigentümer von vornherein in übler Lage. Vielleicht gelingt es Jenem gar nicht, meine Sache zu gewinnen, er muss sogar fürchten, sich bei einem glücklichen Ausgang den Tadel seiner Kollegen zuzuziehen. Jedenfalls ist es zweckdienlicher, entweder den Anwalt der Gegenpartei zu bestechen, damit er sich stellt, als ob sein Client im Rechte sei, oder mein Advocat stellt lieber gleich unseren Rechtsanspruch so unsicher als möglich hin, was uns ganz gewiss die Gunst des Gerichtshofes gewinnen lässt. Der Richter fragt nämlich gar nicht, wem die Kuh eigentlich gehört hat, sondern ob sie rot oder schwarz, krank oder gesund war, wo sie zu weiden pflegte, ob sie lange oder kurze Hörner hatte. Darauf werden Präcedenzfälle zu Rate gezogen, und im günstigsten Falle wird nach zwanzig bis dreissig Jahren das Urteil ergehen.

Die Stelle giebt ein Beispiel der Swiftschen Ironie, die ihn auch das Absurdeste mit anscheinend unverwüstlichem Ernst vortragen lässt. Im Gegensatz zu Rabelais ist seine Kritik fast immer negativ, macht er wirklich einmal positive Vorschläge, so entpuppt er sich als schrullenhafter Sonderling. So bei der Schilderung der Jugenderziehung in Liliput, die ihm als Ideal vorzuschweben scheint. Dort werden nach spartanischem Muster die Kinder schon im zartesten Alter ihren Eltern, als den zur Erziehung am wenigsten geeigneten Personen, entzogen und, nach Ständen und Geschlechtern getrennt, in von staatswegen unterhaltenen und geleiteten Anstalten erzogen. Nur die Kinder der ärmeren Stände sind so glücklich, in der Famile bleiben zu dürfen, da sie zu ihren niederen Arbeiten überhaupt keine besondere Erziehung nötig haben und ihre Eltern auch nicht die erforderlichen, in Form von Steuern erhobenen, Beiträge leisten können. In jenen Instituten werden die Kinder von den besten Lehrern unterrichtet, bei einfacher Kost und gleichmässiger Kleidung wachsen sie auf, nie dürfen sie müssig sein; ausser der Zeit für Essen und Schlaf bleiben ihnen täglich zwei Stunden, um sich durch körperliche Übungen und Bewegungen zu erholen. Der Begriff des Spiels scheint für diese Unglücklichen nicht zu existieren. Unablässig stehen sie unter der Aufsicht ihrer Lehrer, kein Verkehr mit den Dienstboten ist gestattet, übrigens besorgen nur alte Weiber über fünfzig Jahre die nötigen Verrichtungen. In dieser klösterlichen Zucht bleiben sie bis zum 21. Jahre; während dieser ganzen Zeit ist den Eltern nur zweimal im Jahre ein Besuch von einstündiger Dauer

gestattet. Jedoch dürfen sie mit den Kindern nur im Beisein der Professoren verkehren, zwei Küsse, je einer beim Kommen und Gehen sind gestattet, streng verpönt dagegen Koseworte, alles Flüstern und das Mitbringen von Süssigkeiten und Spielzeug! Die Kinder der mittleren Stände verlassen die Anstalt früher als die übrigen, um in das väterliche Geschäft einzutreten; danach scheint in Liliput eine kastenartige Trennung der Stände zu herrschen.

Nach gleichen spartanischen Principien wird das weibliche Geschlecht erzogen, Gulliver findet denn auch, dass in Liliput die Geschlechter sich in den Körperformen weniger als anderswo unterscheiden. Auch die Mädchen werden ausschliesslich unter männlicher Aufsicht erzogen; bis sie im Stande sind, sich selbst anzukleiden, muss man ihnen allerdings weibliche Personen zur Bedienung lassen. Aber wehe der Wärterin, die sich unterfangt, das kindliche Gemüt durch Ammenmärchen zu vergiften! Dreimaliges Auspeitschen, mehrjährige Kerkerhaft, schliesslich lebenslängliche Verbannung erscheinen dem Dean gerade genügend, ein derartiges Verbrechen zu sühnen. So wachsen die Mädchen ohne falsche Scheu, ohne eine Ahnung von weiblichen Untugenden auf, um in heiratsfähigem Alter ihrer Familie zurückgegeben zu werden. Eine Familie im eigentlichen Sinne hält Swift freilich nicht für nötig, wie sich aus dem oben gesagten ergiebt. Er zerstört auch geradezu alle Bande der Pietät zwischen Eltern und Kind, in Liliput, sagt er, haben die Kinder keinerlei Verpflichtungen gegen ihre Eltern, wofür sollten sie ihnen denn dankbar sein, etwa dafür, dass sie in dies Jammerthal gekommen sind?

Welch ein Abstand zwischen diesem seltsamen Produkt aus dem Hirn eines griesgrämigen Junggesellen, dem Kinder bekanntlich ein Greuel waren, und den klar durchdachten, praktischen Vorschlägen eines Rabelais. Seine Erziehungsmethode, die sich fern hält von allen Übertreibungen, die auch für Spiel und Erholung, für Abwechselung und Ferientage Raum hat, predigt in ächt modernem Geiste das mens sana in corpore sano, während man bei Swift sich in das finstere Mittelalter mit seinem Zwange zurückversetzt wähnen kann. Rabelais kennt auch keine kastenartigen Unterscheidungen in seiner Gesellschaftsordnung, in ehrlichem Drange nach wissenschaftlicher Wahrheit ist er bemüht, die Wissenschaft allen ohne Ausnahme zugänglich zu machen.

So zeigt sich denn statt einer geistigen Verwandtschaft der beiden Dichter vielmehr ein scharfer Gegensatz ihrer Naturen, die, so hoch begabt, ihrer Zeit weit voraus waren. Weil Swift die letzte Staffel, die sein Ehrgeiz sich gesetzt, nicht erreichen kann, lässt er sich vom Dämon des Menschenhasses und der Menschenverachtung umgarnen, bis der ihm schliesslich den Verstand zerrüttet. Rabelais dagegen hilft sein köstlicher Humor über alle Wechselfälle des Lebens hinweg, er setzt eine Ehre darein, von sich sagen zu können: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto". So ringt er sich ebenfalls durch eine kümmerliche Jugend, durch ein Leben nicht ohne Mühen und Gefahren zu einer freieren Lebensauffassung durch als der Engländer, die ihn mit sicherem Tact so oft das Wahre und Rechte treffen lässt. Wer aber, wie er, teilnimmt am Thun und Treiben der Menschen, der darf auch über Menschen richten, auf Swift dagegen passt so recht das Apostelwort: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle".

In einem Punkte jedoch lässt sich Rabelais' Werk als das Vorbild zum Gulliver ansehen, nämlich hinsichtlich der Komposition. Gleichsam tastend hatte Rabelais den Versuch gemacht, komische Wirkungen hervorzubringen, indem er in unsere gewöhnliche Welt Wesen von ungewöhnlichen Proportionen der Leiber plötzlich hineinversetzt. Dasselbe war schon von anderen älteren Dichtern, wie Lucian, versucht, wenn auch nicht in solchem Masse durchgeführt worden. Zu den Riesen gesellt nun Swift auch die Zwerge hinzu, er erhöht die Contrastwirkung noch dadurch, dass er seinen Helden schnell hintereinander

in diese Fabelwelten versetzt. Nicht nur gelegentliche Übereinstimmung einzelner Situationen lässt sich zwischen beiden Werken entdecken, sondern dutzendweise kehren die Motive aus Rabelais im jüngeren Werke wieder. Jedoch hat der jüngere Dichter den Vorgänger in der Komposition, die überhaupt Rabelais' schwächste Seite ist, weit übertroffen. Rabelais fällt es gar nicht ein, das „Riesenmass der Leiber" seiner Helden genau zu fixiren und diesen Massstab dann auch ein für allemal festzuhalten. Im Gegentheil, er fällt fortwährend aus der Rolle, ja er scheint sogar mit Vorbedacht darin einen neuen komischen Effect zu suchen, dass er die Riesen bald in den kolossalsten Dimensionen, bald wieder wie etwas hoch gewachsene Kerle darstellt. Einmal sollen die Leser glauben, dass weder Kanonen- noch Flintenkugeln Gargantua zu schaden im Stande sind, dass sein Ross mit einigen Schlägen seines Schweifes einen Wald hinwegfegen kann, dann aber wieder muss der Riese im Kampfe sich redlich mühen, und das Pferd wird von winzigen Fliegen bis aufs Blut gepeinigt! Der Dichter nimmt keinen Anstand, Ross und Reiter in der ersten, besten Pariser Herberge unterzubringen, wobei das Tier noch die Glocken von Notre Dame am Halse trägt! Seine Riesen disputieren ohne weiteres in den Sälen der Sorbonne, einmal wird als besondere Leistung von Gargantua gerühmt, er habe mit einem offenen Buche die Seine durchschwimmen können, ohne es nass zu machen; das Wasser dürfte ihm doch eigentlich kaum bis ans Knie reichen. Die Heimat der Riesen liegt gar in ungewissem Dämmerlicht, manchmal scheint es, als ob wir für ihre ganze Umgebung denselben vergrösserten Massstab anzunehmen haben, so wenn Gargantua sechs Pilger im Salat verzehrt, noch öfter aber stellt der Dichter das Riesenland nicht anders als die gewöhnliche Welt dar. Wie könnte sonst Gargantua einmal ein ganzes Heer mit seiner ausgestreckten Zunge gegen den Regen schützen, wie wären sonst seine Zahlenangaben zu verstehen, die freilich überhaupt nicht wörtlich zu nehmen sind!

Wenn Swift in seinem Roman dieselben Situationen wiederholt, so weiss er doch die Fehler seines Vorgängers zu vermeiden. So kann Gulliver in Liliput das Meer leicht durchwaten, das ihn durch seine Seichtigkeit überrascht, nur an den allertiefsten Stellen braucht er zu schwimmen. Wie die Menschen, sind auch alle ihre Geräte, ihre Häuser, die Tiere und die ganze Vegetation entsprechend gestaltet. Mit leichter Mühe kann sich Gulliver gegen die nadelartigen Pfeile der Liliputaner schützen, die ihm kaum die Haut ritzen, ihm nur durch ihr Gift lästig fallen. Dagegen wird er im Riesenlande von den Hagelkörnern fast erschlagen. Wie hübsch wirkt der Gegensatz, wenn wir seine Geldmünzen zuerst in den Händen der Zwerge und später in denen der Riesen sehen. Rabelais lässt seine Helden auf der Meerfahrt mit einem grossen Walfisch kämpfen, in Brobdignag kommen diese Tiere gleich gesotten auf die Tafel der Enakssöhne. Die Mahlzeiten der Riesen sind in beiden Romanen auf gleiche Art geschildert. Wie die sechs Pilger in Gargantuas Garten sich unter den Salatstauden verstecken können, so verbirgt sich Gulliver vor dem verfolgenden Riesen in dem baumhohen Getreide. In fein gedachter Weise schreibt Swift auch den Sinnesorganen der Zwerge und Riesen eine grössere oder geringere Feinheit zu, so wird Gulliver von dem Duft des Parfüms, den die Hofdamen in Brobdignag gebrauchen, eines Tages so betäubt, dass er ohnmächtig hinsinkt.

Mit Rabelais teilt Swift die Vorliebe für das Hässliche und Schreckliche, er schildert in breiter Ausmalung den Schmutz der Bettler in Brobdignag, den grauenhaften Eindruck ihrer Wunden, die sie absichtlich zur Schau tragen, ferner die Hinrichtung eines Verbrechers, wozu sich Gegenstücke in der Schilderung der Kampfscenen im Gargantua vielfach finden lassen. Beispiele für die beiden Dichtern gemeinsame Lust am Derben und Obscönen, die geradezu schlagend den Einfluss des Gargantua auf Swift beweisen, können im Rahmen dieser Arbeit nicht aufgeführt werden. Wenn man bedenkt, dass beide Männer

in ihrem Privatleben sittlich rein dastehen, so möchte man hier das alte Gesetz der Gegensätze erkennen, wie Swift es in seinen „Thoughts on varions subjects" ausdrückt; „A nice man is a man of nasty ideas". Über Rabelais' Charakter scheint sich schon früh die Legende ein eignes Bild nach gerade dieser Seite seines Werks geschaffen zu haben, schon 1587 nimmt ihn ein Arzt aus Poitu, Peter Boulanger, in einem Nachruf gegen üble Nachrede in Schutz, worin es heisst: „Il sera un énigme pour la postérite, car quiconque a vécu de son temps savait à quoi s'en tenir sur ce railleur connu de tous et aimé de tous. Ce ne fut point un bouffon, ni un charlatan de place publique, mais un homme, qui, grâce à la pénétration de son esprit d'élite, saisissait le côté ridicule des choses humaines . . . Et pourtant on n'aurait su trouver un homme plus savant que lui, alors que, laissant la raillerie, il lui plaisait d'aborder les choses sérieuses. S'agissait — il de résondre les questions les plus difficiles, vous eussiez dit que la nature arait ouvert pour lui seul son sein mystérieux. Tout ce qu'ont produit la Grèce et l'Italie lui était familier, et ses discours éloquents frappaient d'amiration tous ceux qui n'avaient pas deviné le savant sous ses mordantes railleries et ses ironies magistrales".

III. *)

Savinien de Cyrano, geb. 1620, wahrscheinlich zu Bergerac in Périgord, in seiner Jugend wie Molière ein Schüler Gassendis, trat früh in das Heer ein, das er aber noch vor geschlossenem Frieden verliess, um sich ganz seinen Studien widmen zu können. Den Degen liess er dennoch nie lange in der Scheide ruhen, bei seinem reizbaren Temperament war er fortwährend in Händel verwickelt und durch seine Duelle so bekannt als gefürchtet. Den Anlass zum Streit gab bekanntlich oft seine übergrosse Nase, die den sonst stattlichen Mann entstellte. Die Beschäftigung mit Poesie, Philosophie und den Naturwissenschaften füllte sein Leben aus, über dessen Einzelheiten wenig Sicheres bekannt ist. In dürftigen Umständen ist er, halb wahnsinnig, an den Folgen eines Unfalles schon 1655 gestorben, nachdem er ein Jahr zuvor durch ein herabfallendes Stück Holz schwer verletzt worden war. Seine zahlreichen Feinde hat nicht einmal sein frühes, tragisches Ende entwaffnen können, boshaft sagt Ménage mit Beziehung auf sein Unglück: „Je crois que quand il fit son Voyage de la Lune, il en avait déjà le premier quartier dans la tête". Das erwähnte Werk, das übrigens nur lückenhaft auf uns gekommen ist, hat Bergerac wahrscheinlich vor 1650 vollendet, es wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht. Eine Fortsetzung „l'Historie comique des Etats et Empire du Soleil" ist unvollendet geblieben.

Schon eine gedrängte Inhaltsübersicht des Werkes kann zeigen, wie wenig es mit Gullivers Reisen gemein hat.

Der Held, mit dem sich der Dichter zu identificieren scheint, berichtet seine wiederholten, anfangs vergeblichen Versuche, mit einer aerostatischen Maschine in den Mond zu gelangen, es steht ihm nämlich von vorn herein fest, dass unser Trabant eine bewohnte Welt sein muss. Ganz unerwartet wird eines Abends auf geheimnissvolle Weise, à la Münchhausen, dahin emporgezogen. Er findet die Landschaft dort oben der irdischen ganz ähnlich, auch von vernünftigen, menschenähnlichen Wesen bewohnt, die aber auf allen vieren gehen und die ansehnliche Höhe von etwa 24 Fuss haben. Ihn halten sie natürlich für ein Tier und bringen ihn in ihre Hauptstadt, wo er dem Volke zur Schau gestellt wird. Zu seiner Freude findet er im königlichen Palaste noch einen Menschen, einen Castilianer, der plötzlich in Gesellschaft einer Schar geputzter Affen erscheint. Für einen Affen ist anfänglich

*) Der Bergeracs Werk behandelnde Schlussteil der Arbeit konnte des mangelnden Raumes wegen hier nur im Auszuge gegeben werden.

auch der Spanier gehalten worden, da man auf dem Monde diese Tiere in spanische Tracht zu kleiden pflegt; ein Hieb auf die damals in Frankreich grassierende spanische Mode. Aus der freudigen Begrüssung der beiden Leidensgefährten schliessen die Mondbewohner, dass jene derselben Rasse angehören müssen und sperren sie zusammen in einen Käfig (sie glauben der Held sei „la femelle du petit aminal de la Reine)". Unter den Einwohnern bricht nun ein erbitterter Streit über die wahre Natur der Fremdlinge aus, was auf dem Monde am meisten auffallt, ist ausser der Kleinheit jener Tiere ihre aufrechte Haltung, es können nach ihrer Ansicht schon deshalb keine Menschen sein, weil die Natur doch den Menschen auf vier feste Säulen gestellt habe, um ihn am Fallen zu hindern. So neigt die eine Partei endlich dazu, die beiden fur Vögel zu halten. Nach vielen Untersuchungen und Verhören zieht sich der Held zuletzt noch eine Anklage als Gotteslästerer zu, da er immer behauptet, von der Erde zu kommen und diesen ihren Weltkörper für den Mond ansieht, während nach ihrer Meinung gerade das Umgekehrte zutrifft. Ohne die Dazwischenkunft eines Dämon, der öfter als deus ex machina auftritt, wäre der Held zum Tode durch Ertränken verurteilt worden. Sein Verteidiger aber erwirkt ihm eine milde Strafe, er wird wieder in Freiheit gesetzt, nachdem er öffentlich seine irrige Anschauung widerrufen hat; eine glückliche Karrikatur des Inquisitionsverfahrens gegen Galilei. Hiermit ist der Faden der eigentlichen Erzählung zu Ende. Der Held hat die Erlaubnis erhalten, nach Hause zurückzukehren und wird zuletzt von dem Dämon durch die Luft davon getragen und in der Nähe von Rom abgesetzt. Die ganze letzte Hälfte des Romans enthält die Beschreibung eines Gastmahls, zu dem der Dämon den Helden und einige gelehrte Mondbewohner geladen, bei welcher Gelegenheit wir in seitenlangen Erörterungen über Sitten und Anschauungen der Bewohner jener Welt aufgeklärt werden.

Bei der Ausführung hat der Dichter seiner üppigen Phantasie so sehr die Zügel schiessen lassen, dass man manchmal in das Urteil Ménages einstimmen möchte. Für uns kommt nur in Betracht, dass auf dem Monde, wie in Liliput, die Kinder ihren Eltern nicht die geringste Dankbarkeit schulden. Bergerac führt diesen Zug sogar noch dahin aus, dass geradezu die blühende, kraftvolle Jugend über das stumpfe, gebrechliche Alter herrschen soll. Der Vater bedient hier den Sohn, der ihn für ein Versehen schilt und straft! Dass Swift sein Motiv (pag. 22) hieraus entnommen hat, ist möglich, auch ähnelt die Situation der beiden Fremdlinge im Käfig vor dem gaffenden Volke Gullivers Schaustellung im Riesenlande. Doch raisonniert schon der Bastard Edmund (King Lear I, 2) über die kindliche Pietat in ganz ähnlicher Weise: „This policy and reverence of age makes the world bitter to the best of our times, keeps our fortunes from us, till our oldness cannot relish them. J begin to find an idle and fond bondage in the oppression of aged tyranny, who sways not as it hath power, but as it is suffered".

Man kann auch zugeben, dass der Streit der Mondbewohner über die Abstammung der Fremdlinge, ihre Art der Beweisführung, dass diese keine wirklichen Menschen sein können, etwas an die Gegenüberstellung der Houyhnhms und der Yahoos erinnert, damit sind aber alle Parallelen erschöpft. Von den Persönlichkeiten, die hier „sehr bestimmt vorgezeichnet sein sollen", ist m. E. gar nichts zu sehen, Figuren wie der Dämon, der Spanier, die Philosophen kehren bei Swift überhaupt nicht wieder. Danach kann also die Reise nach dem Monde kaum als Swifts „unmittelbares Vorbild" angesehen werden, da doch das Werk in Plan und Ausführung, sowie in der Art der Satire durchaus vom Gulliver abweicht. Bergerac hat politische Satire überhaupt nicht schreiben wollen; der Schüler Gassendis, der Freund Companellas, kämpft wohl gegen Rom, weil es die Freiheit wissenschaftlichen Denkens nicht gelten lassen will, aber die Ausfälle gegen die Inquisition sind auch die einzigen politischen Anspielungen in seinem Werke. Sonst werden in unendlicher Breite nur philosophische und naturwissenschaftliche Fragen und Probleme erörtert, die übrigens mit den Geschehnissen im Roman nur in losem Zusammenhange

stehen. Was schliesslich in der Komposition die Übereinstimmung zwischen Rabelais und Swift ausmacht, die Contrastwirkung zwischen menschlicher und übermenschlicher Grösse, so ist davon in Bergeracs Werke keine Spur zu finden. Man begreift kaum, warum der französische Dichter den Mondbewohnern eigentlich jenes ungewöhnliche Körpermass beigelegt hat, da auch nicht einmal der Versuch gemacht ist, eine komische Wirkung daraus abzuleiten. Die Fremdlinge heissen „die kleinen Tiere", und das ist alles. So wenig auch bestritten werden soll, dass Swift die Reise nach dem Monde gekannt haben mag, kann doch von einer Einwirkung ähnlich der, wie sie Rabelais auf ihn geübt hat, keine Rede sein.

Litteratur.

The Works of Jon. Swift. London 1876.
The Works of Sam. Johnson. London 1878.
Thackeray, The English Humorists. Leipzig 1853.
Macaulay, Critical and Historical Essays. London 1873.
Macaulay, History of England. Leipzig 1849.
Hettner, Geschichte der englischen Litteratur. Braunschweig 1865.
Scherr, Allgemeine Geschichte der Litteratur. Stuttgart 1875.
Oeuvres de Rabelais. Paris, Garnier Frères.
Stapfer, Rabelais. Paris 1889.
Bergerac, Histoire Comique des Etats et Empires de la Lune et du Soleil. Paris 1875.

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE
JUL 8 1965	[illegible]		
AUG [illegible]	[illegible]		